

# **DER LANDSER**

Österreich S 20,- Italien L 2200 - Spanien Ptas 190,-  
Schweiz sfr 2,50 Niederlande flr 2,75

**2,50 DM**

**Erlebnisberichte zur 1833  
Geschichte des Zweiten Weltkrieges**

**NEUAUFLAGE**

**W. BORCHER**

## **Die Front vor Moskau**

Winter 1941. – Unternehmen „Taifun“. – Der Kampfweg  
der 267. Infanteriedivision. – Nach Erinnerungen ehemaliger Frontsoldaten



Scan & Korrektur: Keulebernd

# Ritterkreuzträger des Heeres



## Leopold Matthess

Am 12.10.1912 geboren, zählte er zu jenen Offizieren der Wehrmacht, die ihre in Friedenszeiten gesammelten Erfahrungen während des Zweiten Weltkrieges im Kampf nutzen konnten. Als Oberleutnant und Chef der 4.\*/Maschinengewehrbataillon 13 zeichnete sich Matthess während des Westfeldzuges (ab 10.5.1940) durch gekonnte Truppenführung und persönliche Tapferkeit besonders aus und ermöglichte so seinem Regiment den raschen Vormarsch. Am 9.5.1940 wurde er für seine herausragenden soldatischen Leistungen mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet. Bei Kriegsende war Matthess Major und Bataillonskommandeur.

K.S.

---

\* Kompanie

# Die Front vor Moskau

1941/42. – Erste Winterschlacht im Osten



Das Jahr 1941 neigt sich dem Ende zu. Die deutschen Panzer- und Infanteriedivisionen stehen vor Moskau, die sowjetische Metropole ist bedroht. Stalin mobilisiert die mongolischen und sibirischen Truppen, kampfkärfte wie kampffreudige Verbände. Das Erscheinen der sibirischen Elitedivisionen vor Moskau ist von ausschlaggebender Bedeutung, das Blatt wendet sich zugunsten der schwer angeschlagenen russischen Armeen. Die Chance eines Blitzvorstoßes auf Moskau ist vorbei. Die Kraft der deutschen Divisionen reicht nicht mehr aus, gegen diese sibirischen Verbände anzukämpfen. Hinzu kommt die Witterung. Zuerst Sumpf, Morast, tagelange Regengüsse, dann von heute auf Morgen Kälte, eisige Kälte und Schneefall. Die deutschen Divisionen, völlig unvorbereitet auf einen Winterkrieg, geraten zwischen die Mühlsteine von Kriegstechnik und Naturgewalten, deren Ausmaß jedes Vorstellungsvermögen übertrifft. Vor diesem kriegsgeschichtlichen Hintergrund vollzieht sich das Schicksal des deutschen

Feldwebels Peter Tamm. Als Nachersatz kommt »Der Neue« zur 267. Infanteriedivision, die im Verband des VII. Armeekorps die Sperre Nara-Teiche-Rollbahn-Poststraße-Moskwa-Knie brechen soll. Tamm ist einer der vielen Namenlosen, die an den gerechten Krieg in Rußland glauben. Er muß aber sehr bald erkennen, daß er an der Front vor Moskau nicht die glorreiche Armee antrifft, die von Sieg zu Sieg eilt, sondern eine Notgemeinschaft. Was er und seine Kameraden damals erlebten, offenbart die Aussage der nachfolgenden Seiten.

Der Verfasser

Der Regimentsgefechtsstand lag in einem Walddorf nordöstlich von Schelkowka.

Unweit davon, in einer Entfernung von vielleicht zwei Kilometern, das berüchtigte Straßenkreuz Alte Poststraße (auf ihr war schon Napoleon entlanggezogen) – neue Autobahn und die Eisenbahnlinie Smolensk-Moskau mit der großen Nord-Süd-Achse Kalin-Tula.

Das Straßenkreuz, mit einer der wichtigsten Drehscheiben im 2. Verteidigungsgürtel von Moskau, befand sich seit gestern wieder in deutscher Hand, nachdem es Ende Oktober die 10. Panzerdivision (PD) hatte räumen müssen.

Der Gegenstoß, durchgeführt vom VII. Korps, mit der bayerischen 7., der mittelrheinischen 197. und der niedersächsischen 267. Infanteriedivision, war noch im Gange.

In dem welligen, unübersichtlichen Waldgelände kamen die Regimenter nur mühsam voran. Der Russe verteidigte sich mit grimmiger Hartnäckigkeit. Er wich nicht zurück, sondern igelte sich ein und leistete in hervorragend ausgebauten Stützpunkten nach wie vor erbitterten Widerstand.

Dieses Festkrallen im Gelände führte dazu, daß es im ganzen Bereich des VII. deutschen Armeekorps nirgendwo eine

durchgehende HKL (Hauptkampflinie) gab.

Die deutschen Regimenter waren gezwungen, einen verlustreichen Angriffs- und zugleich Verteidigungskrieg zu führen. Der Feind saß überall: auf der Autobahn, entlang der Eisenbahnlinie und selbstverständlich in den Wäldern.

Seine Artillerie beherrschte weithin das Gelände. Sie schoß auf jede Bewegung im Wald, auf dem Bahndamm, in den kleinen Dörfern und natürlich auf der Autobahn.

Spuren des feindlichen Artilleriefeuers waren überall zu sehen. Auch das Walddorf, in dem der Gefechtsstand des Infanterieregiments 487 (IR 487) lag, hatte sein Fett abbekommen. Die Granattrichter reihten sich wie Perlenschnüre aneinander. Die meisten Häuser waren beschädigt, etliche abgebrannt.

Das Haus, in dem sich der Regimentsgefechtsstand befand, war noch einigermaßen heil. Sämtliche Fenster hatte man mit Brettern vernagelt, und vor der Tür wölbte sich ein Kugelfang aus dicken Pferdedecken. Feldwebel Peter Tamm, behängt mit seiner Ausrüstung und zwei Feldtaschen, in denen der persönliche Kram steckte, stapfte durch den knöcheltiefen, leicht angefrorenen Morast auf den Gefechtsstand zu.

Vor der Haustür stand ein Posten, Gewehr im Anschlag, das dreckverkrustete Koppel mit Handgranaten gespickt.

Tamm hatte nie zuvor einen Mann gesehen, der einem Soldaten so unähnlich war. Die Uniform bestand aus zusammengeflickten Fetzen. Der ganze Kerl sah aus, als wäre er einer Müllhalde entstiegen.

Man könnte beinahe Komplexe kriegen, dachte Tamm und streifte mit einem kurzen Blick – und ganz unabsichtlich – seine eigene Uniform, die nach seiner Meinung ganz und gar nicht mehr den üblichen Reinlichkeitsvorschriften entsprach. Zwei Wochen Bahnfahrt, LKW-Anhalterei, stundenlange Fußmärsche durch Morast und Schneematsch hatten deutliche Spuren an Uniform und Schuhzeug hinterlassen.

Aber dieser Mann da: Ein Lumpenbündel. Heruntergekommen, total verdreckt und mit Haaren, die fast die Ohren bedeckten.

»Bin ich richtig? Gefechtsstand der 487er?« fragte Tamm überflüssigerweise, denn jeder konnte deutlich den Regimentsständer vor dem Haus sehen.

»Klar, richtig«, antwortete der Posten. Er sprach die Worte zischend aus, so daß er kaum zu verstehen war.

»Können Sie eigentlich nicht den Mund aufmachen, wenn Sie eine Antwort geben?« herrschte Tamm ihn an. Er wollte eigentlich keinen scharfen Ton anschlagen, aber irgendwas an diesem Landser reizte ihn.

»Wenn Sie den Kommandeur sprechen wollen, den Gang entlang, letzte Tür links«, nuschelte der Posten ungerührt, ohne seine lässige Haltung zu verändern.

Feldwebel Tamm wandte sich zur Tür und schlug die Pferdedecken zurück. Dann öffnete er mit dem Fuß die nur angelehnte Haustür.

Als er sich mit seinen Klamotten in den Gang zwängte, der von einer Petroleumfunzel notdürftig erhellt wurde, schlug sich ihm der Gestank, der in dem Blockhaus herrschte, auf den Magen. Es roch penetrant nach ranzigem Fett, ungewaschenen Körpern, Waffenöl und kaltem Zigarrenrauch.

In dem niederen Raum lagen auf dem Fußboden ein halbes Dutzend Gestalten, die genauso abenteuerlich aussahen wie der Posten vor der Tür. Einer der Männer briet auf einem gußeisernen Ofen Bratkartoffeln. Daher der widerliche Fettgeruch.

Die Landser, alle in Decken gewickelt, nahmen von Tamm keine Notiz. Die meisten schliefen, und jene, die wach waren, saßen mit gegrätschten Beinen auf der Strohschütté und lausten sich. Ihre gebeugten, nackten Rücken waren mit münzengroßen rötlichen Flecken übersät, die aussahen wie Krätze.

Der Feldwebel wollte eben weitergehen, als im Halbdunkel

des Korridors ihn jemand ansprach.

»Was wollen Sie hier?« fragte eine herrische Stimme.  
»Verdammt noch mal, hat Ihnen denn niemand gesagt, daß es verboten ist, im Gang rumzustehen?«

Tamm trännten die Augen, er konnte den anderen kaum sehen, glaubte aber, einen Offizier vor sich zu haben. Er knallte deshalb die Hacken zusammen und meldete:

»Feldwebel Tamm vom Feldersatzbataillon zum Regiment kommandiert.«

»Ach, du Scheiße, du bist also der Neue?« sagte der Mann mit der herrischen Stimme.

Eine behaarte Hand streckte sich Tamm entgegen. Den Mann selbst konnte er immer noch nicht richtig sehen, einmal weil die Beleuchtung so schlecht war, zum anderen, weil seine Augen immer noch trännten.

»Mein Name ist Volkert«, stellte sich der andere vor und drückte Tamm kräftig die Hand.

Volkert, ein ziemlich stämmiger Mann, der freilich, wie offenbar alle hier, reichlich abgemagert war, bugsierte Tamm ins nächste Zimmer.

»Stell deine Klamotten irgendwohin und setz dich auf 'ne Kiste. Ich bin gleich wieder hier. Muß nur schnell zum Kommandeur. In 'ner halben Stunde ist Einsatzbesprechung. Ich werd' dem Oberst melden, daß du da bist.«

Volkert nickte Tamm flüchtig zu und verschwand. Tamm sah jetzt, daß er Oberfeldwebel war. Auch hier bullerte ein Kanonenofen und verbreitete eine unerträgliche Hitze.

Am Boden lagen, wie im Raum nebenan, in Decken gewickelte Gestalten. Sie schliefen. Tamm stellte sein Gepäck an die Wand und stieg über die Schlafenden hinweg, um sich eine Kiste zu organisieren. Sie standen haufenweise herum: Munitionskisten, Verpflegungskisten und einige Behälter für Granatwerfermunition.

Tamm angelte sich eine und setzte sich darauf. Er betrachtete

die schlafenden Landser mit der Neugier des in eine fremde Welt Eingetretenen. Aber die Gesichter ähnelten sich in einer bedrückenden Weise: Sie starrten vor Schmutz. Die Augenlider waren bläulich umschattet, Kinn und Wangen von struppigen Barten umwuchert. Und noch etwas konnte Tamm feststellen: Fast alle hatten aufgesprungene, schorfige Lippen.

Er sah immer wieder auf die schlafenden Gestalten, die sich fortwährend an allen möglichen Körperstellen kratzten und schabten, ohne dabei aufzuwachen. Tamm, der bisher nur eine flüchtige Bekanntschaft mit Wanzen, Läusen und Flöhen gemacht hatte, schauderte bei dem Gedanken, daß er sich aller Wahrscheinlichkeit nach bald ebenso unruhig auf dem Boden herumwälzen würde wie diese da.

Oberfeldwebel Volkert war ins Zimmer getreten. Vorsichtig stieg er über die schlafenden Melder hinweg.

»Schlafen ist eines der Hauptbedürfnisse des Soldaten. Vor allem, wenn es das einzige ist, das befriedigt werden kann. – Sag mal, hast du vielleicht eine Zigarette für mich?«

»Ja. Aber nur Papyrossi«, sagte Tamm. Er holte die Schachtel aus der Manteltasche hervor und bot sie dem Oberfeldwebel an. Der griff gierig nach einem Glimmstengel.

»Danke. Besser als gar nichts.«

Volkert schraubte den Docht der Lampe höher und zündete an der rußenden Flamme die Zigarette an.

»Wie kommst du eigentlich an die russischen Zigaretten?«

»Ich habe sie bei einem Sanka-Fahrer eingetauscht. Er nahm mich ein Stück auf der Rollbahn mit. Schmeckt sie denn? Ich finde, sie stinkt fürchterlich.«

Volkert grinste. »Ein bißchen kratzig sind die Papyrossi ja. Aber man gewöhnt sich dran.«

Volkert hielt die lange, schlanke Zigarette gegen das Licht der Petroleumlampe. Dann wandte er sich an Tamm und sagte: »Der Adjutant meint, du sollst warten, bis die Einsatzbesprechung vorbei ist. Dann kannst du dich beim

Oberst melden und hernach gleich mit deinem neuen Chef nach vorn abhauen. Er ist zufällig auch hier. Elfte Kompanie.«

»Was ist das für ein Haufen?« fragte Tamm.

Volkert schnippte die Asche auf den Boden. Er antwortete nicht gleich, machte noch einen Zug, drückte sorgfältig die Glut der Zigarette aus und ließ die Kippe in der linken Tasche seiner abgewetzten und fadenscheinig gewordenen Feldbluse verschwinden.

»Du fragst, was die Elfte für ein Haufen ist?«

»Ja. Oder ist das verboten. Ich bin ein Neuer. Da will man schließlich wissen, wie der ganze Betrieb läuft. Du weißt doch, was ich meine. Was der Chef für einer ist, der Spieß, die anderen Unteroffiziere.«

»Na schön«, sagte Volkert und setzte sich auf die Tischkante. »Fangen wir mal oben an. Der Kommandeur dieses ruhmreichen Regiments ist Oberst Höcker. Wirst ihn nach der Einsatzbesprechung ja kennenlernen. Feiner Kerl. Jedenfalls für meine Begriffe. Tja, dann können wir schon 'ne Stufe tiefer gehen. Adjutant und Ordonnanzoffizier sind unwichtig für dich. Außerdem wechseln die sowieso alle acht Tage. Dein Kommandeur. Er heißt...«

Oberfeldwebel Volkert unterbrach sich, denn in diesem Augenblick ertönte ein schreckliches Gezeter. Eine Frauenstimme schrie gellend.

»Wer ist denn das? Habt ihr etwa Weiber beim Regimentsstab?«

Volkert grinste. Ihn schien das Schreien nicht im mindesten zu beeindrucken. Übrigens auch nicht die Landser, die am Boden lagen und schliefen.

»Es ist eine Russin«, erklärte Volkert. »Sieht verdammt gut aus und soll angeblich Tierärztin sein.«

»Und warum schreit sie so?« fragte Tamm, der die Zusammenhänge nicht verstand.

»Weil sie in einem Zimmer eingesperrt ist«, sagte Volkert.

»Eingesperrt? Warum denn?«

»Eine Patrouille vom zweiten Bataillon hat sie im Waldstück neben der Rollbahn geschnappt. Sie lag unter einem Haufen Reisig und funkte.«

Die Russin schrie immer noch und trommelte mit den Fäusten gegen die Tür.

Jemand ging draußen im Gang zu der Tür und schrie ein paar Worte in russischer Sprache. Da hörte das Schreien auf.

»Das war unser Hiwi (russ. Hilfwilliger). Er dolmetscht für uns«, sagte Volkert. »Eine Weile ist das Weib dann still, wenn der Grigori sie anschnauzt.«

»Was wird aus ihr?« fragte Tamm.

»Vermutlich wird man sie hängen. Bestimmt sogar. Sie hat mit ihrer Funkerei allerlei Unheil angerichtet. Du hast doch die Granattrichter draußen auf der Dorfstraße gesehen? Das war ihre Arbeit. Von dem Wald aus, in dem sie lag und funkte, kann man mitten ins Dorf sehen.«

Volkert langte hinter sich, wobei er sich mit der linken Hand ausgiebig an der Hüfte kratzte, während die rechte eine Flasche Schnaps unter einem Stapel von Papieren hervorzog. Er zog mit den Zähnen den Stöpsel aus der Flasche.

»Einen Willkommenstrunk?«

»Ja, gib her. Ich glaube, ich kann einen vertragen«, sagte Tamm und griff nach der Flasche. Es war hochprozentiger Wodka. Tamm verschluckte sich und mußte husten. Mit dem Ärmel wischte er sich das Wasser ab, das ihm aus den Augen geschossen war.

»Von dem Zeug gibt's genug«, sagte Volkert lachend und verkorkte die Flasche wieder.

»Und wie steht's sonst mit der Verpflegung?« erkundigte sich Tamm. Er dachte dabei an die ausgemergelten Gestalten, die nur noch ein Schatten ihrer selbst waren.

»Eine einzige Pleite«, antwortete Volkert. Er berichtete Tamm anschließend über alles Wissenswerte. Fünf Monate

ununterbrochener Einsatz lagen hinter der »Pferdekopfdivision«. Jetzt war sie fertig. Ein ausgebluteter Torso. Physisch und psychisch am Ende ihrer Kräfte.

»Sieh sie dir an«, sagte Volkert und deutete mit dem Kopf auf die schlafenden Melder. »Vor Müdigkeit vergessen sie den Hunger. Wo sie gerade stehen, fallen sie um und pennen. Du kriegst sie kaum wach. Gestern zum Beispiel. Da trommelte die Russen-Ari eine Stunde lang ins Dorf. Sie blieben liegen. Du kannst sie anbrüllen, du kannst ihnen gut zureden. Sie reagieren auf nichts mehr.«

Schöne Aussichten! dachte Tamm. Jetzt verstand er auch die fast feindselige Haltung des Postens. Da kam so ein Neuer an, beinahe in Paradeklamotten, und schnauzte herum. Verdammt ja, man würde sich rasch auf die ungewohnten Verhältnisse umstellen müssen.

Die Verluste bei den Regimentern waren hoch und wuchsen noch von Tag zu Tag.

»Einundzwanzig Verwundete liegen noch unversorgt in einem Haus«, erzählte Oberfeldwebel Volkert. »Wir kriegen sie nicht nach hinten, weil der einzige Versorgungsweg zur Division von den Russen blockiert ist. Das ist ja die Schweinerei. Es wimmelt in den Wäldern von Russen.«

Tamm spürte, wie sich noch nachträglich sein Magen zusammenzog, als er jetzt daran denken mußte, daß er mutterseelenallein einfach losmarschiert war. Frei nach Schnauze sozusagen, wie ein blutiger Anfänger.

Erschreckend hoch waren auch die Ausfälle bei den Bataillonskommandeuren. Fünf hatte das Regiment bis zum heutigen Tag verloren. Das sagte eigentlich alles.

»Den letzten hat es vorgestern bei einem Angriff erwischt«, wußte Oberfeldwebel Volkert zu berichten. »Es war der von deinem Bataillon. Die Russen machten mit Panzern einen Gegenstoß. Rammelten mitten hinein in das Bataillon. Das war zuviel. Die Leute gingen flitzen. Der Bataillonskommandeur

versuchte zu retten, was noch zu retten war. Ja, denkste. Er schaffte es nicht. Und bis er sich versah, waren drei T 34 hinter ihm her. Sie hätten ihn leicht umlegen können. Aber sie wollten ihn lebendig haben. Der Major rannte kreuz und quer übers Gelände. Die Iwans hinter ihm her. Und wie sie merkten, daß er sich nicht ergeben wollte, walzten sie ihn einfach in den Dreck. Seine Leiche liegt noch im Stadel hinter dem Haus. Morgen mittag soll sie begraben werden. Falls wir bis dahin überhaupt noch hier sind.«

Im Gang klappten jetzt Türen. Dann hörte Tamm jemand sagen: »Also, meine Herren, Sie wissen, um was es geht. Ich wünsche Ihnen viel Glück.«

Das war wohl Oberst Höcker, der Regimentskommandeur.

Durch den Korridor schrie eine andere Stimme: »Wo ist der Neue? Soll zum Herrn Oberst kommen.«

Tamm rückte sein Koppel zurecht, nickte Oberfeldwebel Volkert zu und verließ den Raum. Er mußte sich an die Wand drücken, weil die Bataillonsführer eben aus dem Zimmer des Regimentskommandeurs kamen. Die meisten Kommandeure hatten dreckverschmutzte Kradfahrermäntel an und schienen ziemlich Jung zu sein.

Kurz darauf meldete er sich bei Oberst Höcker. Im Zimmer waren noch mehrere Offiziere, die eine Karte studierten und nur kurz aufsahen, als Tamm seine Meldung herunterschnarrte.

Das erste Zusammentreffen mit seinem Regimentskommandeur hatte sich Tamm etwas anders vorgestellt.

Es war sicherlich irrig, zu erwarten, ein Oberst hätte die Pflicht, seine kostbare Zeit an einen unbekannten Feldwebel zu verschwenden, selbst wenn dieser, wie es bei Tamm der Fall war, die Litzen eines ROA (Reserveoffiziersanwärter) trug.

So aber hieß es nur: »Sie wissen, zu welcher Kompanie Sie kommen?«

»Jawohl, Herr Oberst. Zur Elften.«

»Eine gute Kompanie«, sagte der Oberst, der rittlings auf

einem klappigen Stuhl saß und aus müden, rotgeränderten Augen zu Tamm aufsah.

»Jawohl, Herr Oberst.«

Der Oberst nahm von einem Tisch eine Personalakte, blätterte darin, wie es schien, ziemlich uninteressiert, dann knurrte er:

»Frankreichfeldzug, zweimal verwundet, Ersatzheer, ROA-Lehrgang...« Er blickte von den Akten auf, als wollte er sich versichern, daß alles stimmte, was darin stand.

»Um es kurz zu machen, Tamm: Das Regiment braucht dringend tüchtige Zugführer. Ich hoffe, Sie sind einer. Sie werden sich sicher gewundert haben, in welchem Zustand sich das Regiment befindet. Aber vergessen Sie nicht, daß der äußere Schein trügt. Im Ersten Weltkrieg hätten wir gesagt: »Das sind Grabenschweine!« Wenn Sie wissen, was ich damit meine.«

»Jawohl, Herr Oberst.«

»Ich hoffe es«, sagte der Oberst und stand auf. Er ging auf Tamm zu, musterte ihn weder freundlich noch unfreundlich.

»Sie werden hart an sich arbeiten müssen«, fuhr der Oberst mit Nachdruck fort, »wenn Sie das Vertrauen Ihrer Männer gewinnen wollen. Aber ich bin sicher, daß Sie es schaffen werden.«

»Ich werde mich bemühen«, versicherte Tamm.

Der Oberst lächelte.

»Wir werden sehen«, sagte er trocken und gab Tamm die Hand.

Erst viel später erfuhr Tamm, daß das Regiment, soweit es überhaupt Ersatz aus der Heimat bekommen hatte, mit diesem ziemlichen Ärger hatte. Die Mannschaften waren teilweise schlecht oder zumindest unvollkommen ausgebildet. Darunter litt selbstverständlich der Kampfwert der Truppe. Und was die Offiziere und Unteroffiziere betraf, gaben diese sich zwar in der Mehrzahl große Mühe, aber es fiel ihnen schwer, sich den

harten Bedingungen rasch anzupassen.

Es gab Obergefreite, die oft mehr wußten als ein junger Leutnant, der gerade von der Kriegsschule kam. Verunsichert glaubten dann viele Leutnants, und nicht nur solche, zunehmenden Autoritätsschwund durch forsches Wesen und oft ungerechtfertigte Strenge ausgleichen zu können. Das erzeugte natürlich Spannungen.

Divisions- und Regimentskommandeure versuchten deshalb, ihren Unteroffizierskader aus den eigenen Reihen aufzufüllen. Mit Erfolg. Nun hatte die Sache einen Haken: Der Bestand guter Mannschaften wurde immer kleiner.

Tamm ging in die Regimentsschreibstube. Dort wartete schon ein Melder der 11. Kompanie auf ihn.

»Befehl vom Chef«, sagte der Mann. »Sie sollen gleich mitkommen, Herr Feldwebel. Ihr Gepäck kann einstweilen beim Regiment bleiben, es wird später abgeholt.

Es reichte gerade noch, um sich rasch von Oberfeldwebel Volkert zu verabschieden, der Tamm alles Gute wünschte und versprach, sich um dessen Sachen zu kümmern.

Inzwischen war es dunkel geworden. Der Chef der 11. Kompanie wartete auf Tamm in einem Splittergraben. Es wurde ein kurzer Händedruck getauscht, und Tamm erfuhr, daß er den 3. Zug zu übernehmen habe. Das alles vollzog sich in großer Eile und bei absoluter Dunkelheit.

Tamm konnte nicht einmal das Gesicht seines neuen Chefs erkennen, er wußte nur, daß es ein Oberleutnant war, der ihm auftrug, sich dicht hinter ihm zu halten.

»Die Parole ist heute ›Kolberg‹«, sagte der Oberleutnant, »falls etwas Unvorhergesehenes passieren sollte, ›Kolberg‹, merken Sie sich das gut.«

»Jawohl, Herr Oberleutnant.«

»Und noch etwas: Der Weg zum Bataillon ist teilweise links und rechts durch Minen abgesichert. Ich rate Ihnen deshalb, genau hinter mir zu gehen. Im übrigen ist jede Unterhaltung

verboten. Wir verständigen uns nur durch Zischlaute. So!« Er machte es Tamm vor.

»Alles klar, Herr Oberleutnant.«

»Gut. Dann los!«

Voraus ging der Melder, dann folgte der Oberleutnant, und den Schluß bildete Tamm.

Obwohl sich das Auge rasch an die Dunkelheit gewöhnte, konnte man nicht weiter als höchstens drei, vier Meter sehen.

Zuerst ging es über eine sumpfige Wiese, dann einen Waldrand entlang. Hier blieb der Oberleutnant einmal plötzlich stehen und gab Tamm das Zeichen: Nicht bewegen!

Linker Hand im Wald raschelten Zweige, trockenes Astwerk knackte unter flüchtigen Schritten. Tamm, der mit angehaltenem Atem lauschte, glaubte sogar das Flüstern von Menschen zu hören. Russen? Nein! Das war doch nicht möglich, einen oder zwei Kilometer hinter der eigenen HKL.

Nach einigen Minuten gab der Oberleutnant das Zeichen zum Weitermarsch.

Der schmale Trampelpfad – mehr war es nicht – bog jetzt nach Nordosten ein und schlängelte sich in vielen Windungen einen Hang hinauf. Der Oberleutnant und der Kompaniemelder forcierten das Tempo, so daß Tamm Mühe hatte, den Anschluß nicht zu verlieren. Offensichtlich brauchte man nicht mehr auf Minen achtzugeben, denn einige Male gingen der Oberleutnant und der Melder nebeneinander.

In einer Mulde, die rings von Buschwerk umgeben war, legte der Oberleutnant schließlich die erste Marschpause ein. »Sie können rauchen, wenn Sie wollen«, wandte er sich an Tamm.

»Kann man uns hier nicht einsehen?« fragte der Feldwebel, dem das Erlebnis von vorhin noch etwas in den Knochen steckte.

»Nein. Das ist so ziemlich die einzige Stelle im Umkreis von zwei Kilometern.«

»Was war eigentlich am Waldrand los?« fragte Tamm und

gab seinem Chef Feuer für die Zigarette.

»Russen«, sagte der Oberleutnant.

»Russen? So nahe am Regimentsgefechtsstand?«

Der Oberleutnant stieß hörbar den Rauch aus der Nase und lachte.

»Daran werden Sie sich gewöhnen müssen. In dem Wald beispielsweise stecken mindestens zwei Bataillone Russen. Mit leichter Ari, Granatwerfern und Maschinengewehren. Nachts kommen sie manchmal bis an den Waldrand. Es kam auch schon vor, daß Melder oder Munitionsträger beschossen wurden. Aber ganz raus trauen sie sich nicht. Der Waldrand ist sehr stark vermint.«

»Darf ich mir die Frage erlauben, was eigentlich auf dem Programm steht?« fragte Tamm. »Sie dürfen«, antwortete der Oberleutnant. »Wir greifen kurz vor dem Morgengrauen an. Am Bahndamm sitzen die Iwans (Spitzname für Russen) noch in Bataillonsstärke. Außerdem gibt es da noch drei, vier MG-Bunker, die uns verdammt zu schaffen machen. Im übrigen werden wir so nebenbei noch einige Frontbegradigungen vornehmen.«

Der Oberleutnant drückte seine Zigarette am Boden aus.  
»Gehen wir weiter. Ich möchte mich vor dem Angriff wenigstens noch eine Stunde aufs Ohr legen.«

Tamm schaute unwillkürlich auf das Leuchtzifferblatt seiner Armbanduhr: 18.15 Uhr.

Wenn der Angriff erst kurz vor dem Morgengrauen begann, wieso hatte der Oberleutnant dann Angst, nicht mehr zu seinem Schlaf zu kommen? Er hatte doch noch 12 Stunden Zeit.

Die Antwort auf diese Frage bekam Tamm eine halbe Stunde später. In der rabenschwarzen Finsternis tauchten Geschütze im Gelände auf sowie mehrere Panzer. Es roch nach verbranntem Gummi. Die Panzer waren also Wracks. Tamm kannte den typischen Geruch noch von Frankreich her. Ob es deutsche oder russische Panzer waren, konnte Tamm nicht erkennen,

und fragen wollte er nicht. Fest stand aber, daß hier vor noch nicht allzu langer Zeit ein Gefecht stattgefunden hatte. Tamm stieß auch mehrere Male mit den Füßen gegen Patronenhülsen. Dann wurden die drei von einem Posten angerufen, der die Parole verlangte.

»Dort rüber«, sagte der Oberleutnant über die Schulter hinweg.

Während der Melder in der Dunkelheit verschwand, gingen der Oberleutnant und Tamm durch eine niedergewachsene Fichtenschonung. Dann blinkte plötzlich kurz eine Taschenlampe auf und jemand sagte:

»Ich melde: Elfte Kompanie abmarschbereit.«

»Danke, Brücher«, sagte der Oberleutnant. »In fünf Minuten marschieren wir los.«

Tamm glaubte, sich verhört zu haben. Abmarsch? Wohin denn, um alles in der Welt.

»Brücher«, sagte der Chef der Elften und deutete auf Tamm, »ich habe den Ersatz für Oberfeldwebel Klein mitgebracht: Feldwebel Tamm. Das ist Leutnant Brücher, Führer des 1. Zuges und mein Stellvertreter.«

Der Leutnant drückte Tamm wortlos die Hand.

Feldwebel Tamm erwartete, daß nun die Kommandoübergabe erfolgen würde. Aber er täuschte sich. Der Oberleutnant, dessen Namen Tamm immer noch nicht wußte, erklärte: »Wir marschieren gleich los, Tamm. Sie bleiben an meiner Seite. Ihren Zug können Sie später übernehmen. Das gäbe jetzt bloß ein Durcheinander.«

Die ganze Szenerie war mehr als gespenstisch. Da lag also irgendwo in der Nähe eine ganze Infanteriekompanie, und man sah von ihr so gut wie nichts: Wie, zum Teufel, orientierten die sich eigentlich bei dieser Dunkelheit?

Während rundherum leise Kommandos ertönten, Gerät klapperte, Männer unterdrückte Flüche ausstoßen, bemerkte Tamm am östlichen Horizont einen schwachen, sich mehr und

mehr ausbreitenden Lichtschimmer.

»Kompanie marsch!« befahl der Oberleutnant in diesem Augenblick, und zu Tamm meinte er:

»Wir mußten mit dem Abmarsch warten, bis der Mond herauskommt. Da ist er. Wie bestellt. Wenn alles weiter so klappt, können wir zufrieden sein.«

»Jawohl! Aber würden Sie mir vielleicht noch sagen, wohin es jetzt geht? Ehrlich gestanden, ich war eigentlich recht froh, daß wir endlich da sind...«

»O Mann«, sagte der Oberleutnant, »da ist man in dieser Ecke niemals. Aber was Ihre Frage betrifft: Wir gehen in die Bereitstellung. Und kurz vor Tagesanbruch lösen wir eine Pionierkompanie ab. Die Russen haben sie heute nachmittag mit Granatwerferfeuer fertiggemacht. Die Pioniere hatten starke Ausfälle und sind erledigt. Wir übernehmen ihren Angriffsstreifen.«

Der Oberleutnant sah auf sein Handgelenk. »Uhrenvergleich«, rief er Leutnant Brücher und einem Stabsfeldwebel zu, die durch die Dunkelheit herangekommen waren. »Es ist genau achtzehn Uhr vierundvierzig. In drei Stunden müssen wir es schaffen, Herrschaften.«

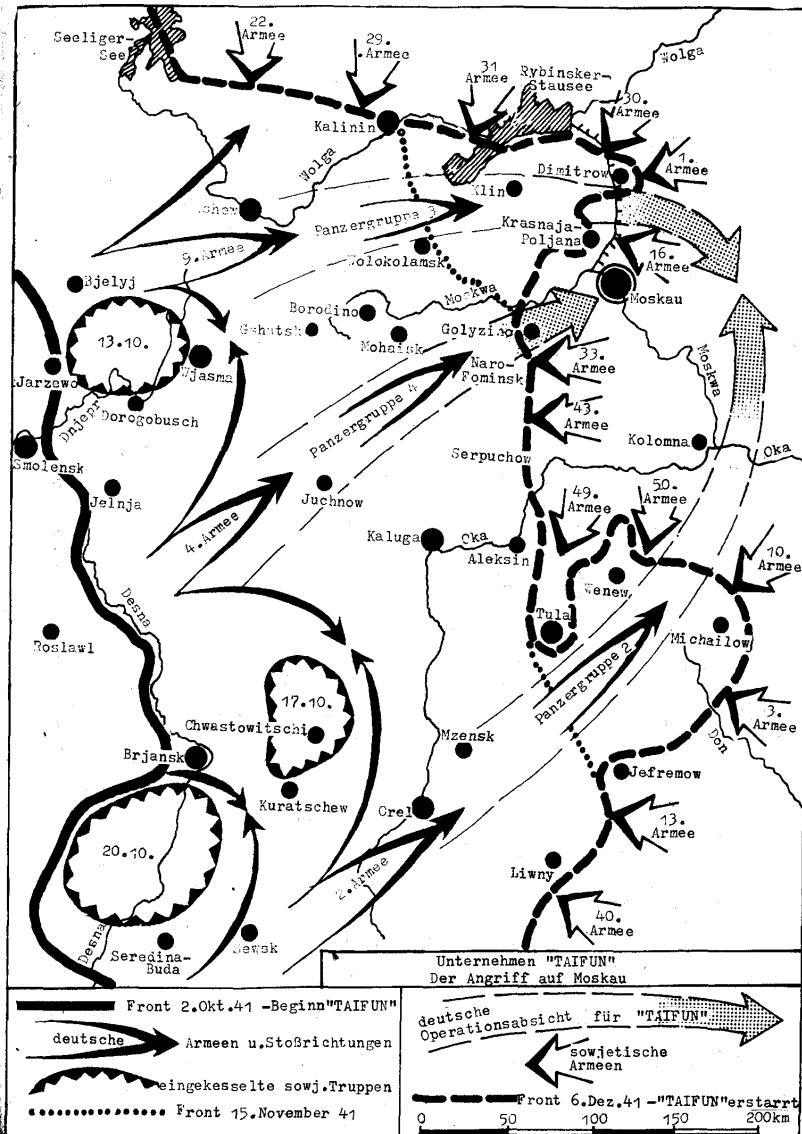
»In drei Stunden was schaffen?« fragte Tamm verblüfft den Melder, der sie hergebracht hatte und der soeben wieder aufgetaucht war.

»In drei Stunden sieben Kilometer«, antwortete der Melder in mürrischem Ton.

»Soll das ein Witz sein?«

»Na klar, Herr Feldwebel.«

Es war tatsächlich der Mond, der schwaches Licht am Horizont verbreitete. Er kam jetzt sehr rasch über einen fernen Hügel empor, und je höher er stieg, desto heller wurde es. Zwar reichte es immer noch nicht, um weiter als hundert Meter sehen zu können, aber Tamm war schon zufrieden, wenigstens seine nähere Umgebung wahrnehmen zu können.



Sie befanden sich in einer riesigen, nach Osten zu ansteigenden Talmulde, die links von Wald und rechts von einem sich nach Osten hinziehenden Höhenzug begrenzt war. In der Mulde lagen einige Blockhäuser, genauer gesagt: deren Ruinen. Gar nicht weit von Tamm entfernt, konnte man nun die Panzer und Geschütze genauer erkennen. Es waren russische Panzer, aber deutsche Geschütze: zwei Vierlingsflak auf Selbstfahrlafette und eine 5-cm-Pak (Panzerabwehrkanone). Neben den Panzern und den Geschützen lagen tote Soldaten. Die Panzer waren ausgebrannt, die Geschütze zusammengeschossen.

»Wann ist denn das passiert?« fragte Tamm den Melder.

»Gestern nacht«, antwortete dieser. »War eine furchtbare Schweinerei. Zuerst trommelte der Iwan, dann brach er an der Nahtstelle zur 197. ID mit Panzern durch. Er kam bis hierher und schoß die Flak in Fetzen. Pioniere erledigten dann die T 34 mit Hafthohlladungen.«

Tamm hätte gern noch mehr erfahren, aber in diesem Augenblick begannen wie auf ein geheimes Kommando Artillerie, Maschinengewehre und Granatwerfer zu schießen. Durch die Nacht sausten die Leuchtspurschnüre, blitzten die Einschläge von Artillerie- und Granatwerfergeschossen, bellten Pak. Zum erstenmal konnte sich Tamm ein Bild über den ungefähren Frontverlauf machen.

Die Kompanie setzte sich nun zugweise in Bewegung, und Tamm wunderte sich, woher die vielen Menschen plötzlich kamen. Offenbar hatten sie zuvor alle in Deckungslöchern gelegen.

Am rechten und linken Flügel der Kompanie tauchten im Mondschein jetzt noch mehr Gruppen und Züge auf, wahrscheinlich die anderen Kompanien des Bataillons.

In der Talmulde selbst gab es weder Artillerie- noch Granatwerfer einschläge. Dagegen setzte es am auslaufenden Talhang ganz schöne Brocken.

Der Feldwebel konnte sich nicht erklären, warum bisher überhaupt keine Gefechtstätigkeit geherrscht und diese so plötzlich eingesetzt hatte. Der Melder, der neben ihm herging, wußte auch darauf eine Antwort:

»Solange es dunkel ist, schießen weder die Russen noch wir. Hätte auch keinen Zweck. Aber sobald der Mond aufgeht, spielen sie alle verrückt. Das ist jede Nacht dasselbe.«

Das Bataillon hatte die vom Feind eingesehene Höhe, die unter Artilleriebeschuß lag, mit viel Glück ohne Verluste überwunden, und es ging nun durch schlammige Waldwege in den Bereitstellungsraum.

Das bisherige Tempo wurde durch den Umstand noch mehr gedrosselt, daß bereits jetzt, einen Kilometer vom Angriffsziel entfernt, das Gelände vom Feind eingesehen werden konnte. Die Russen schossen pausenlos Störfeuer.

Das Bataillon teilte sich. Jede Kompanie strebte den ihr zugewiesenen Bereitstellungsraum an; es galt, möglichst nahe an die abzulösende Truppe heranzukommen.

Der Bereitstellungsraum von Tamms Kompanie befand sich in einem kleinen Dorf, das in einer nach Westen hin offenen Mulde lag.

Einige der Häuser waren von Pionieren belegt, die meisten aber waren leer. Dafür gab es mehrere Bunker, die total verschlammt waren. Das kam daher, weil die Bunker in einer Sumpfwiese standen. Außerdem konnten Regen- und Schneewasser ungehindert vom Hang herunter in die Mulde laufen.

Zwischen drei abgebrannten Häusern ließ sich die 11. Kompanie zur Rast nieder. Der Oberleutnant wollte erst Verbindung mit dem Chef der abzulösenden Pionierkompanie aufnehmen.

Während die Landser, da wo sie gerade standen, zu Boden sanken und einschliefen, erhielt Feldwebel Tamm vom Oberleutnant den Befehl, diesen zu begleiten.

»Damit Sie gleich den richtigen Eindruck von dieser mistigen Ecke bekommen«, erklärte der Chef der Elften seinem neuen Zugführer.

»Selbstverständlich, Herr Oberleutnant«, antwortete Tamm mit saurem Lächeln. Immerhin waren sie jetzt über 14 Stunden auf den Beinen, und auch er war so müde, daß er auf der Stelle hätte einschlafen können.

Fast noch schlimmer als die bleierne Müdigkeit aber war der Hunger. Er hatte den letzten Bissen gestern nachmittag zu sich genommen. Und der war auch nicht gerade üppig gewesen: ein mit Sardinen belegtes Knäckebrot.

»Wir müssen den Einweiser finden«, sagte der Oberleutnant.  
»Es muß ein Leutnant sein.«

Der Oberleutnant ging mit Tamm in einen Bunker, um rasch die Karte zu studieren.

»Beim Regiment haben sie mir die Stelle genau eingezeichnet, wo der Einweiser auf uns wartet«, erklärte der Oberleutnant. »Es muß ganz in der Nähe des Dorfes eine markante Grabenspinne geben. Der Regimentskommandeur behauptete, man könnte sie gar nicht verpassen.«

Der Oberleutnant fragte im Bunker einen Obergefreiten, der ein halbes Dutzend Verwundete betreute, ob er wüßte, wo es eine markante Grabenspinne gäbe.

»Markante Grabenspinnen gibt es hier 'ne ganze Menge«, antwortete der Obergefreite.

»Das kann schon sein. Aber ich meine eine ganz bestimmte. Da! Sehen Sie sich mal die Karte an.«

Der Obergefreite tat es. »Na, klar«, sagte er. »Die kenne ich. Wenn Sie vom Bunker den Trampelpfad in südöstlicher Richtung entlanggehen, kommen Sie zu einem abgeschossenen T 34. Da ist die Grabenspinne, die Sie meinen, Herr Oberleutnant.«

Die Stellung, in der die Pionierkompanie lag, war eine sogenannte Vorderhangstellung. Sie erstreckte sich aus

unerklärlichen Gründen bis in eine querlaufende Talsenke, wo die Russen lagen. Das ließ sich jedenfalls aus den Karteneintragungen ersehen.

Einen Verbindungsgraben zwischen HKL und den im Tal liegenden Bunkern und Häusern – Ruhequartiere für die Kompanie – gab es nicht. Um die HKL zu erreichen, mußte man über das freie Gelände des vom Feind eingesehenen Vorderhangs laufen.

»So eine verrückte Stellung«, fluchte der Oberleutnant, als er und Tamm die Höhe erklimmen hatten. »Ich frage mich bloß, warum haben sie die HKL nicht auf den Höhenkamm gelegt?«

Er konnte nicht wissen, daß es das Regiment war, das diese »verrückte Stellung« ausgesucht und ausdrücklich befohlen hatte. Der Grund für diese unverständliche Anordnung: Man wollte auf Tuchfühlung mit dem Gegner bleiben und andererseits die Einheit, die in der Senke den Russen gegenüberlag, festnageln.

Das Ergebnis dieser Taktik war, daß Russen und Deutsche sich an manchen Stellen nur 30 Meter gegenüberlagen.

Zum Glück schossen beide Seiten keine Leuchtkugeln, so daß Tamm und der Oberleutnant ungestört den Vorderhang überqueren konnten. Sie sprangen atemlos vom raschen Lauf in einen Stichgraben, der zur HKL führte, falls die Karteneintragungen stimmten.

Nach einigen Metern kamen der Oberleutnant und Tamm an eine Gabelung, von der vier Laufgräben abzweigten. »Wohin jetzt?« fragte Tamm mit leiser Stimme seinen Chef. »Wenn ich das wüßte«, antwortete dieser. »Die Gabel ist auf der Karte nicht eingezeichnet. Mist, verdammter!«

»Meinem Gefühl nach müssen wir die rechte Abzweigung nehmen, Herr Oberleutnant«, sagte Tamm.

Mittlerweile hatte sich der Mond wieder hinter einer Wolkenbank versteckt. Es wurde wieder stockfinster, so daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte.

In der Stellung der Pioniere war es geradezu unheimlich still. Nur manchmal hörte Tamm ein unterdrücktes Husten oder Räuspern, wobei es unklar war, wer die Geräusche verursachte.

Der Graben, den Tamm und der Oberleutnant entlangstolperten, hörte schon nach wenigen Metern auf. Kehrt! Der Oberleutnant fluchte leise vor sich hin.

Sie nahmen den nächsten Graben. Diesmal schienen sie richtig zu sein. Silhouettenhaft hoben sich die Umrisse eines Panzers aus der Dunkelheit hervor.

Der Oberleutnant blickte sich suchend um. Wo blieb der Einweiser, der Leutnant von der Pionierkompanie?

Sie gingen ein paar Meter weiter und ließen das Panzerwrack links liegen.

Plötzlich hörte auch dieser Graben auf; er verließ ohne besonderen Übergang im Gelände.

»Zum Teufel, irgendwo muß doch ein Grabenposten oder ein MG-Posten sein«, erregte sich der Oberleutnant.

In diesem Augenblick peitschten Schüsse durch die Nacht: MG-Feuer. Es kam vom Russen, und Tamm glaubte auch, die Stellung des feindlichen MG gesehen zu haben: keine 50 Meter von ihrem jetzigen Standort entfernt.

Die Schüsse pfiffen nur ganz knapp über den Oberleutnant und Tamm hinweg und patschten hinter ihnen in den Boden.

Vor Tamm spritzte der Dreck hoch. Ein Querschläger streifte seine leere Feldflasche.

»Dieser verdammte Mistladen!« schimpfte der Oberleutnant. Erneut ging es den Graben zurück. Das Russen-MG jagte noch einen Feuerstoß herüber.

»He, ist da niemand?« schrie er plötzlich hinaus.

Tamm riß ihn in dem Moment zu Boden, als drüben beim Russen das Mündungsfeuer des Maschinengewehrs aufblitzte. Die Garbe fetzte in die Grabenböschung, eine Handbreit über ihren Köpfen.

»Los, weg von hier!« keuchte der Oberleutnant. Er kroch auf

allen vier durch den matschigen Graben.

Sie hatten an die zehn Meter zurückgelegt, als aus einer Grabenausbuchtung eine Gestalt auftauchte. Der Oberleutnant rief leise: »Nicht schießen! ›Kolberg‹.«

Es war ein MG-Posten der Pioniere. Zwischen ihm und dem Oberleutnant gab es ein kurzes Palaver, weil der Oberleutnant dem Mann vorwarf, nicht wachsam gewesen zu sein.

»Wir sind nun schon zweimal an Ihrem MG-Stand vorbeigegangen, und Sie haben uns nicht bemerkt«, giftete der Oberleutnant.

Der MG-Posten erwiderete darauf, das wüßte er schon, er hätte aber nicht den geringsten Anlaß, nach der Parole zu fragen. Und fügte erklärend hinzu: »Sie brauchen nur etwas lauter als gewöhnlich zu atmen, und schon ballern die Iwans los.«

Der Mann hatte natürlich recht. Der Oberleutnant, schon wieder besänftigt, fragte den MG-Posten, ob er wüßte, wo sich der Leutnant befände, der die Ablösung einweisen sollte.

»Klar«, erwiderete der Mann, »neben dem Panzerwrack in einem Deckungsloch. Jedenfalls war er noch da, als ich ablöste.«

»Gehen Sie wieder in Ihren MG-Stand zurück!« befahl der Oberleutnant dem Pionier.

Der zur Einweisung abkommandierte Pionierleutnant tauchte kurz darauf im Graben auf und erstattete Meldung. Einen frischen Eindruck machte er gerade nicht.

»Wo haben Sie denn gesteckt, zum Teufel noch mal?« fauchte ihn der Oberleutnant zornig an.

»Ich habe Sie gesucht, Herr Oberleutnant«, antwortete der Leutnant, aber es klang nicht sehr überzeugend.

Das nahm ihm der Chef der Elften natürlich nicht ab. Andererseits konnte er dem Leutnant das Gegenteil nicht beweisen.

Die Einweisung, die über anderthalb Stunden in Anspruch

nahm, brachte erschreckende Tatbestände zu Tage. Der Abschnitt der Pionierkompanie war zirka 500 Meter breit und verlief in unzähligen Zick-zack-Linien im Talgrund. An einigen Stellen schoben sich die russischen Stellungen bis auf 20 Meter heran. Beide Seiten bombardierten sich tagsüber mit Handgranaten, ohne eine Wirkung zu erzielen. »Daraus ist eine Art Sport geworden«, berichtete der Leutnant.

»Und wie ist's mit einem Handstreich?« fragte der Oberleutnant.

»Ist nicht möglich«, antwortete der Pionierleutnant. »Wir haben das Gelände vor den exponierten Stellungen stark vermint.«

»Aber Sie hatten doch enorme Verluste in den letzten Tagen«, sagte der Oberleutnant.

»Natürlich hatten wir Verluste. Aber durch Granatwerfer- und Artilleriefeuer. Vor einem Feuerschlag räumen die Russen blitzschnell ihre vordersten Stellungen, und kaum ist die letzte Granate draußen, rücken sie wieder an. Aber am schlimmsten sind ihre Scharfschützen. Neun Tote in vier Tagen. Das sagt, glaube ich, alles.«

»Neun Tote durch Scharfschützen?« fragte Tamm entsetzt.

»Natürlich durch Scharfschützen. Durch Artillerie haben wir den Rest verloren. Jetzt sind wir noch einunddreißig Mann stark.«

Einunddreißig Mann auf 500 Meter Stellung verteilt!

»Konnten Sie denn überhaupt noch ablösen lassen?« fragte der Oberleutnant.

»Seit zwei Tagen ist da nichts mehr drin«, antwortete der Pionierleutnant grimmig. »Wenn's hochkommt, dann trifft auf den Mann 'ne halbe Stunde. Also Grabendienst rund um die Uhr. Es ist zum Kotzen.«

Während ihres Kontrollganges durch die Gräben und Sappen ertappten sie nicht nur einmal Landser, die auf Posten schliefen. Einige schreckten hoch, als sie Schritte hinter sich

hörten, andere mußten buchstäblich wachgerüttelt werden.

Obgleich nach dem geltenden Kriegsrecht auf »Wachvergehen vor dem Feind« höchste Freiheitsstrafen standen, mitunter sogar die Todesstrafe, reagierten die beim Schlafen überraschten Landser gleichmütig. Sie raffen sich nicht einmal zu einer Entschuldigung auf.

Nachdem die Stellung der Pioniere ausgiebig erkundet war, soweit man das bei der herrschenden Dunkelheit überhaupt konnte, kehrten der Oberleutnant und Tamm zur eigenen Kompanie zurück.

Man war übereingekommen, eine Stunde vor Angriffsbeginn, also um sieben Uhr, abzulösen. Die zahlreichen Minenriegel vor der Pionierstellung hatte Tamm auf Befehl seines Chefs auf der Karte eingetragen. Alle Zug- und Gruppenführer sollten die Markierungen auf ihre eigenen Karten übertragen. Das war Tamms Aufgabe.

Erst spät in der Nacht übernahm er schließlich seinen Zug.

Da die Männer vor Erschöpfung in irgendwelchen Deckungslöchern oder verwahrlosten Bunkern hockten und schliefen, verzichtete Tamm auf die offizielle »Kommandoübernahme«.

Feldwebel Pöplau, der Zugtruppführer, bestärkte ihn darin und meinte: »Du kannst ihnen keinen größeren Gefallen tun, als daß du sie in Ruhe läßt. Im übrigen ist es ihnen schietegal, wer der neue Zugführer ist.«

Tamm hätte wenigstens die Gruppenführer gern gesprochen. Aber auch das hielt Pöplau nicht für notwendig. Er wies darauf hin, daß diese von allein spuren würden.

»Dann frage ich mich eigentlich, für was ich eigentlich hier bin«, knurrte Tamm, der sich seinen Einstand bei der Kompanie ganz anders vorgestellt hatte.

»Hau dich irgendwohin und versuche zu schlafen«, rief Feldwebel Pöplau. »Alles andere ergibt sich von selbst. Und was den Zug angeht, den kriegt spätestens morgen sowieso

wieder ein anderer. Hab so etwas läuten hören.«

Feldwebel Tamm stolperte noch eine Weile in der Dunkelheit herum, bis er einen überfüllten Unterstand fand, in den er sich noch hineinzwangte. Er ergatterte einen Platz neben dem Eingang, hockte sich hin und war Minuten später eingeschlafen.

Peter Tamms Erwachen war nicht weniger deprimierend als das Einschlafen.

Es war kurz nach sieben Uhr, als ein atemloser Melder den Kopf zur Bunkertür hereinstckte und mit heiserer Stimme brüllte: »Es geht los. Kompanie sammelt am befohlenen Platz.«

Tamm, der sich wie gerädert fühlte und unfähig war, sofort vom glitschigen Boden aufzustehen, sah im Schein seiner Taschenlampe die schlafend am Boden liegenden Landser. Sie rührten sich nicht.

»Aufstehen. Es geht los«, schrie der Melder ein zweites Mal.

Als die Landser noch immer keine Anstalten machten, seinem Ruf Folge zu leisten, kam der Melder in den Bunker und weckte die unmittelbar an der Bunkertür Liegenden mit Fußtritten. Durch deren Fluchen und Schreien wachten endlich auch die anderen auf, und einer nach dem anderen torkelten sie schlaftrunken ins Freie, wo sich bereits einige Gruppen marschfertig versammelt hatten.

Tamm bemerkte, daß einige aus kleinen Zelten krochen. Die Zeltbahnen wurden zusammengerollt und auf das Sturmgepäck geschnallt. Es bedurfte keiner Befehle. Alles geschah in gespenstischer Lautlosigkeit.

Einige Landser hockten am Boden und puderten sich die wundgelaufenen Füße ein, andere lehnten sich gegen frisch gefällte Baumstämme und knabberten an einem Stück trockenen Brotes herum. Ein Frühstück gab es nicht. Nicht einmal einen Schluck heißen Kaffee.

Tamm, der Feldwebel Pöplau suchte, fand diesen damit

beschäftigt, MG-Munition und Handgranaten auszugeben. Als er Tamm sah, hörte er mit dem Ausgeben der Munition auf und rief: »He, mal alle herhören! Das ist der neue Zugführer, Feldwebel Tamm.«

Die um Pöplau herumstehenden Landser sahen nur kurz zu Tamm hin, das war aber auch alles.

Tamm, der das Gefühl hatte, etwas sagen zu müssen, rief den Männern zu: »Dritter Zug hört ab sofort auf mein Kommando. Los, beeilt euch mit dem Handgranatenfassen. Gruppenführer zu mir.«

Aber bevor die Gruppenführer – wer sie waren und wo sie gerade waren, wußte Tamm nicht – dem Befehl nachkommen konnten, erschien ein Kompaniemelder und überbrachte den Befehl zum Abrücken.

»Wohin?« fragte Tamm.

»Immer hinter mir her«, antwortete dieser. Tamm erkannte in dem Mann jetzt den Melder, der sie gestern vom Regimentsgefechtsstand hierher begleitet hatte.

»Ich weiß den Weg«, wandte sich Tamm an den Melder und fügte hinzu: »Wenn Sie woanders gebraucht werden, gehen Sie nur hin.«

Der Soldat schüttelte den Kopf. »Geht nicht, Herr Feldwebel. Vor Mitternacht kam ein neuer Befehl vom Regiment. Das Bataillon greift an einer anderen Stelle an. Wir waren die ganze Nacht noch auf den Beinen und haben die Wege erkundet.«

Tamm glaubte, sich verhört zu haben. Zum Teufel, wozu dann die Schinderei bei der Pionierkompanie?

Aus dem Dunkeln tauchte jetzt der Kompaniechef auf und trieb die marschbereit stehenden Züge zur Eile an. Der Oberleutnant schien schlecht bei Fuß zu sein, er stützte sich auf einen Stock und zog das rechte Bein etwas nach.

Zuerst ging es direkt nach Südosten, also genau in entgegengesetzter Richtung zur Pionierkompanie. Es fing

leicht zu schneien an, wodurch die Sicht noch mehr behindert wurde.

Nach zirka einem Kilometer erwartete die Kompanie ein Melder einer anderen Einheit, wahrscheinlich jener, in deren Abschnitt die Elfte eingesetzt werden sollte.

Der Mann führte die Einheit eine halbe Stunde lang über hügeliges, zum Teil entsetzlich versumpftes Gelände, das den Männern viel Kraft abverlangte. Nach weiteren zehn Minuten gelangte die Kompanie schließlich an eine sich nach Osten hinziehende Waldzunge.

Der Einweiser blieb hier stehen und sagte zum Oberleutnant: »Das ist der Bereitstellungsraum Ihrer Kompanie, Herr Oberleutnant.«

Er machte kehrt und wollte zur Front zurückgehen.

»He, hören Sie mal!« rief der Oberleutnant hinter ihm her. »Sie müssen doch noch andere Befehle haben. Ich kenne doch die Lage und weiß, welchen Auftrag wir haben.«

»Davon weiß ich nichts, Herr Oberleutnant«, rief der Melder zurück, »ich sollte Sie nur herbringen und Ihnen sagen, daß Sie hier warten müssen.«

»Aber das kann doch unmöglich alles sein!«

»Ich habe weiter keine Befehle. Entschuldigen Sie, Herr Oberleutnant, aber ich muß wieder nach vorn.« Er wandte sich um und ging davon, verschwand in einer Mulde ostwärts der Waldzunge.

Tamm hörte seinen Chef fluchen. Etwas später kamen sie zufällig ins Gespräch. Dabei erfuhr der Feldwebel, daß der ganze Angriffsplan, in letzter Minute gewissermaßen, umgestoßen worden sei.

»Wir werden direkt gegen den Bahndamm, angesetzt«, erklärte der Oberleutnant. »Das Angriffsschwerpunkt hat sich jetzt an den ganz rechten Flügel verlagert. Die Sauerei ist bloß, daß niemand eine Ahnung hat, wie es laufen soll.«

Feldwebel Tamm versuchte erst gar nicht, von sich aus

Klarheit über die Lage zu bekommen, obgleich es ihn natürlich interessiert hätte, was im einzelnen beabsichtigt war. Aber wenn es der Chef schon nicht wußte, wer sollte ihm dann Auskunft geben können?

So lag die Kompanie also wieder einmal in Bereitstellung. In einer völlig fremden Gegend, von der nur eines bekannt war: In einer Entfernung von ca. siebenhundert Metern zog sich der berüchtigte Bahndamm der Eisenbahnlinie Smolensk-Moskau von Westen nach Osten hin, und der Infanterieangriff sollte frontal geführt werden.

Tamm machte sich die Zeit zunutze und sprach mit seinen Gruppenführern. Er gewann dabei den Eindruck, daß die drei Unteroffiziere erfahrene und recht aufgeschlossene Burschen waren. Sie unterschieden sich von den restlos erschöpften Männern immerhin noch durch eine gewisse Art von Galgenhumor.

Auf die Frage Tamms, wie man überhaupt erfuhr, wann der Angriff beginne, antwortete der Oberleutnant: »Zuerst gibt es einen Artilleriefeuerschlag. Dann wird an der ganzen Bataillonsfront Leuchtsignal Rot-Weiß geschossen. Mehr weiß ich auch nicht.«

»Und die Angriffsrichtung?«

Der Oberleutnant grinste. »Geradeaus. Da stoßen wir direkt auf den Bahndamm. Alles andere ergibt sich von selbst.«

Grau ist alle Theorie! dachte Tamm.

Die Kompanie lag im Schneetreiben und döste der Dämmerung entgegen. Nachdem der Melder verschwunden war, ließ sich keine Menschenseele mehr blicken. Zuvor, auf dem Marsch hierher, sah man wenigstens noch andere Einheiten links und rechts vormarschieren, jetzt war niemand mehr da. Der Waldrand und das Gelände davor waren vollkommen verlassen. Aller Lärm schien verstummt.

Da Tamm dieses sture Nichtstun nicht mehr aushielt, ging er von Gruppe zu Gruppe, von Zug zu Zug, in der Hoffnung,

irgendwo etwas über die Lage aufzuschnappen. Er erfuhr nichts. Voll nervöser Unruhe kehrte Tamm zu seinem Zug zurück, suchte sich einen windgeschützten Platz unter einer Fichte und setzte sich auf sein Sturmgepäck.

Das Schneetreiben nahm immer mehr zu, und obwohl es schon auf halb acht Uhr zuging, sah es so aus, als nähme die Dunkelheit kein Ende.

Das Unheimliche an allem aber war, daß man auch keinerlei Gefechtsslärm hörte. Kein Maschinengewehr schoß, keine MPi, keine Granatwerfer. Nicht einmal Leuchtkugeln waren zu sehen. Alles war stumm, dunkel, auf eine seltsame Art beängstigend – unwirklich.

Ganz in der Nähe von Tamm scharrten zwei Landser den Schnee vom Boden weg und schichteten Äste auf.

»Was soll denn das?«

»Wir machen ein Feuer«, bekam er zur Antwort.

»Ihr seid wohl nicht ganz bei Verstand«, erregte sich Tamm.

»Keine Angst, es gibt keinen Lichtschein«, knurrte der eine Landser, während der andere versuchte, im Windschatten ein Streichholz anzuzünden.

»Es wird kein Feuer gemacht. Das ist ein Befehl«, fuhr Tamm die beiden in schroffem Ton an.

»Den Befehl kann nur der Chef geben, Herr Feldwebel«, sagte der Landser, der sich abmühte, das Streichholz in Brand zu setzen.

Tamm stieg das Blut in den Kopf. Aber bevor er zu einer scharfen Erwiderung ansetzen konnte, wurde seine und der anderen Aufmerksamkeit von einem Mann in Anspruch genommen, der plötzlich aus dem Schneetreiben schemenhaft auftauchte. Die Gestalt keuchte auf den Wald zu und rief schon von ferne:

»Wo steckt ihr denn, zum Teufel? Ich suche schon eine halbe Stunde lang die ganze verdammte Gegend nach euch ab! Was macht ihr hier eigentlich? Ihr sollt längst in der Mulde vor

dem Bahndamm sein, aber nicht hier! Was ist denn bloß passiert?« Der Mann kam näher, ohne seine Vorwürfe einzustellen.

»Na, denn los, Leute«, rief jetzt der Oberleutnant mit mürrischer Stimme. »Antreten, antreten.«

Der Melder hörte auch dann nicht mit seinem Geschwätz auf, nachdem die Kompanie sich hinter ihm in Marsch gesetzt hatte.

»Ich habe überall nach Ihnen gesucht, Herr Oberleutnant. Die Kompanie sollte längst in der Mulde bei Punkt sechssieben drei sein; jedenfalls hat man mir gesagt, daß ich Sie dort finden würde.«

»Wir haben genau dort haltgemacht, wo der Melder uns hingeführt hat. Ich habe ihn gefragt, aber er hat behauptet, daß wir da warten müßten«, sagte der Oberleutnant. Seine zahllosen Ausrüstungsgegenstände, die an Riemen und Schnüren baumelten, waren in Bewegung geraten, brachten ihn oft um sein Gleichgewicht und krachten immer wieder gegeneinander.

»Dann muß er sich geirrt haben«, sagte der Mann.

»Verdammtd, das muß er wohl.«

»Jemand muß ihm einen falschen Befehl gegeben haben, entweder ihm oder mir.« Der Melder dachte nach. »Ich irre mich aber nicht, denn die anderen Kompanien sind schon in ihren Bereitstellungsräumen.«

Es vergingen einige Sekunden, dann fragte der Oberleutnant: »Wie sieht es denn vorne aus?« Er konnte eine gewisse Nervosität in der Stimme nicht verbergen.

Dem Melder fiel das aber nicht auf. »Wie...«, er suchte nach Worten, »wie in einem Irrenhaus. Es ist ein Bataillon von den 197er vorne. Was heißt Bataillon? Es ist ein schäbiger Rest von einem Bataillon. Gestern abend sollte es den Bahndamm säubern, aber es bekam Dresche. Wie überall.«

Mit dieser Mitteilung mußte sich der Oberleutnant

zufriedengeben.

Der Boden war rutschig und von unzähligen Rädern aufgeweicht. Man konnte nur seitwärts, Schritt für Schritt, hinuntersteigen und mußte sich dabei jedesmal mit den Kanten der Stiefelsohlen Halt verschaffen.

Unten am Hang gab es einen Sumpfstreifen, über den Heerespioniere notdürftig einen schwankenden Belag aus Baumstämmen und Ästen gelegt hatten, damit wenigstens kleinere Fahrzeuge oder Pak-Protzen darüberfahren konnten.

Die Kompanie mußte eine Weile warten, weil ein Zug Verwundeter gerade zurückgeführt wurde. Die Verwundeten stützten sich auf Stöcke, ihr Zustand war nicht zu beschreiben. Mangels Verbandzeug hatten sie sich die Verletzungen mit schmutzstarrenden Tüchern umwickelt.

Wie Tamm, der nahe am Sumpfrand stand, bemerkte, gab es überraschend viele Kopfverletzte. Ihre Verbände waren blutdurchtränkt, die Gesichter darunter wachsbleich und starr. Viele der Verwundeten torkelten daher, als befänden sie sich in Trance oder im Rausch. Andere, die nicht laufen konnten, wurden von Sanitätern oder Leichtverwundeten in Zeltbahnen abtransportiert.

Endlich hatte der letzte Verwundete die Faschinenbrücke über den Sumpf passiert, und der Oberleutnant gab den Befehl, die Sumpfstelle rasch zu überqueren, weil mittlerweile eine Munitionsträgergruppe den Hang herunterkam, die es offenbar sehr eilig hatte.

Ein paar hundert Meter weiter – der Weg nach vorn führte nun wieder einen anderen Hang hinauf – tauchte im Dämmerlicht des nun endlich anbrechenden Tages ein Oberfeldwebel auf, der offenbar einen Beinsteckschuß hatte und hinter dem Verwundetenzug zurückgeblieben war.

Es war ein hagerer, sehr großer Mann, dem die Uniform nur so um die Glieder schlotterte. Als Gehstütze verwendete er seinen Karabiner. Als Tamm, der mit seinem Zug an der Spitze

der Kompanie marschierte, an ihm vorbeikam, rief er: »Geht nicht nach vorne, die Sibiriaken bringen euch alle um!«

Der Mann mußte den Verstand verloren haben. Tamm wollte zu ihm hin und ihn beruhigen, aber Feldwebel Pöplau hielt ihn am Arm zurück. »Laß ihn in Ruhe. Er hat total durchgedreht. Wir kennen das. Es kommt öfters vor.«

»Aber irgend jemand muß sich doch um ihn kümmern«, widersprach Tamm. Der Mann tat ihm leid. Doch Pöplau, der ganz gewiß mehr Erfahrung hatte, schüttelte den Kopf. »Ihm kann nur ein Arzt helfen, sonst niemand.«

Die ganze Kompanie mußte Mann für Mann an ihm vorüber. Merkwürdigerweise hörten die meisten gar nicht hin; ein typisches Zeichen dafür, wie abgestumpft sie schon waren.

Es war inzwischen doch schon so hell geworden, daß das Gelände bis auf einige hundert Meter einzusehen war. Der Oberleutnant, der offenbar in Zeitdruck geriet, denn der Angriff sollte ja kurz nach Dämmerungsbeginn anlaufen, trieb fortwährend zur Eile an.

Granatwerfer, die ganz in der Nähe sein mußten, aber nicht zu sehen waren, feuerten. Aus etwas größerer Entfernung drangen die krachenden Abschüsse der Geschütze zur Kompanie herüber. Die Pausen wurden vom Rattern der schweren MG gefüllt. Allem Anschein nach war in der HKL bereits ein Gefecht im Gange. Das Geschützfeuer konnte aber nicht der angesagte Feuerschlag der Divisionsartillerie sein, denn sonst hätte man die Leuchtsignale sehen müssen, das Zeichen für den Angriffsbeginn.

In aufgelockerter Gefechtsordnung kam die Kompanie unten am Hang an. Da hörte man dort, wo sich ein schmaler Waldgürtel hinzog, deutlich das Feuern der Infanterie, die Detonationen von Handgranaten und die Einschläge der Geschosse von Artillerie und Granatwerfern. Es handelte sich um russische Artillerie.

Das Granat- und Werferfeuer rief bei den Männern der

Kompanie eine gewisse Nervosität hervor, weil die meisten der Meinung waren, es käme zu einem Überraschungsangriff. Jetzt aber stellte sich heraus, daß die Russen offenbar gewarnt waren und den Angriff erwarteten.

Das Tempo mußte erneut verschärft werden, denn es konnte höchstens noch fünf oder zehn Minuten dauern, bis der Tag anbrach, und dann hatten wohl auch die russischen Artilleriebeobachter Sicht ins deutsche Hinterland.

Der Melder, der die Kompanie in den Einsatzraum bringen sollte, deutete jetzt nach vorn, wo sich dunkel der Waldrand vom Horizont abhob.

»Hinter dem Wald befindet sich die Mulde sechssiebendrei, Herr Oberleutnant.«

»Ist der Wald von eigenen Leuten besetzt?«

»Nein! Im Wald ist niemand. Vielleicht ein paar Gefechtstrosse oder eine Verwundetensammelstelle. Sonst aber bestimmt niemand.«

»Dann verstehe ich nicht, warum die Russen-Ari in den Wald reinhaut«, antwortete der Oberleutnant, der immer noch Lahmte und beim raschen Gehen sichtliche Schmerzen hatte. Voraus konnte man ziemlich deutlich die Sprengwolken einschlagender Granaten erkennen.

»Das ist doch richtig, wo Sie uns hinführen?« wandte sich der Oberleutnant mißtrauisch an den Melder.

»Na klar«, sagte dieser, »oder denken Sie, ich führe Sie an eine falsche Stelle? Ich bin den Weg schon dreimal gegangen.«

Im Wald schlugen immer mehr Granaten ein, zum Teil sogar schwere Kaliber, die ganze Bäume abrasierten. Mit zunehmender Helligkeit konnte man das deutlich sehen.

Merkwürdig war das schon. Wieso bepfasterten die Russen den Wald, wenn die HKL noch ein gutes Stück davor lag? Und da ganz offensichtlich auch keine Artillerie im Wald lag, mutete der starke Beschuß recht sonderbar an. Ganz abgesehen davon, daß die Kompanie durch den Waldstreifen hindurch

mußte, wenn sie in ihren Einsatzraum kommen wollte. Es schien sich wirklich alles zu komplizieren.

»Marsch, marsch!« schrie der Oberleutnant jetzt den Zügen zu. »Macht voran, wir kriegen die Zeit sonst nicht mehr hin.«

Sie kamen wirklich zu spät. Plötzlich platzten überall die Leuchtsignale am Himmel auseinander, und mit einem donnerähnlichen Schlag setzte das eigene Vernichtungsfeuer ein.

Über die Köpfe der nun rasch auf den Waldrand zulaufenden Männer fauchten die Granaten hinweg, um Sekunden später irgendwo hinter dem Wald einzuschlagen. Lage um Lage schoß die Divisionsartillerie, und das Rauschen der Geschosse sowie das Krachen der Explosionen verschlangen für einige Zeit das Maschinengewehrfeuer vorn in der HKL.

Tamm, der sich der 2. Gruppe seines Zuges anschloß, war schon völlig außer Atem. Als sie sich dem Wald bis auf etwa fünfzig Meter genähert hatten – die russische Artillerie hämmerte nach wie vor in das Gehölz hinein – kamen plötzlich vier Schützenketten zwischen den Bäumen hervor.

Waren das Russen? Etwa ein Gegenangriff?

Die Schützenketten lösten sich auf, die Männer rannten und taumelten über das matschige Gelände und warfen sich in Deckung. Es handelte sich wohl um jene Troßteile, die nach Meinung des Melders im Wald untergezogen waren.

Es stellte sich aber heraus, daß es sich nicht um Nachschubleute handelte, sondern um eine Kompanie der 197. Infanteriedivision. Diese war vom russischen Angriff überrascht und fast aufgerieben worden. Ihre Stellungen hatte der Russe inzwischen besetzt, der Rest der Kompanie flüchtete und geriet ins feindliche Artilleriefeuer.

Das berichtete jedenfalls ein Unteroffizier, den sich der Oberleutnant vorgenommen hatte.

Der Oberleutnant hörte fast gar nicht hin, sondern brüllte den Unteroffizier an, er solle sich gefälligst mit seinen Männern

wieder nach vorn scheren.

Jetzt war Tamm auch klar, warum der Wald unter feindlichem Artilleriebeschuß lag. Die Russen hatten das Artilleriefeuer einfach vorverlegt, nachdem ihnen der Einbruch in die deutsche HKL gelungen war und die überrannte Kompanie mit ihren Resten in den Wald flüchtete. Was aber dann, wenn die Russen inzwischen nachgerückt und sich bereits im Wald festgesetzt hatten?

Noch zwanzig, dreißig Meter bis zum Waldrand. Wann blitzten dort die Schüsse russischer Maschinengewehre auf?

Offenbar wälzte die ganze Elfte derartige Gedanken, denn der Bewegungsfluß der weit auseinandergezogenen Züge kam merklich ins Stocken. »Los, Leute, vorwärts!« feuerte der Oberleutnant die Männer an. Die Zugführer drückten sich weit weniger vornehm aus. Es hagelte Flüche, Verwünschungen.

Der deutsche Feuerschlag war nun vorbei. Kurz genug war er ja gewesen. Kaum denkbar, daß die wenigen Schüsse die Russen sehr beeindruckt hatten.

Pöplau, der jetzt keuchend angerannt kam, schrie Tamm zu: »Paß auf, wenn wir im Wald sind, daß niemand flitzen geht oder sich verkrümelt.«

Von vorn drang heftiges Maschinengewehrfeuer zur Elften, die sich nun anschickte, in den ziemlich durchlässigen Wald einzudringen. Man konnte Handgranatenexplosionen hören, dann und wann auch Kampfgeschrei. Alles sichere Anzeichen, daß die anderen Kompanien schon im Gefecht standen.

Wider Erwarten vollzog sich der Durchgang durch den schmalen Waldstreifen ohne Schwierigkeiten. Niemand machte den Versuch sich im Gebüsch zu verdrücken oder absichtlich zurückzubleiben.

Inzwischen hatte die Kompanie den Wald hinter sich gebracht. Vor ihr lag eine Senke und rechts der berüchtigte Bahndamm, den es zu säubern galt.

Auf dem Damm lagen schweres Maschinengewehrfeuer und

Granatwerferbeschuß. Die Senke erwies sich als tückisch. Schwerer, morastiger Boden, der den Männern fast die Stiefel von den Füßen zog. Und zu allem Unglück begann der Russe nun auch noch mit mehreren MG in die Senke zu schießen.

Wie nicht anders erwartet, warfen sich die meisten Landser in Deckung. Der Oberleutnant schrie fortwährend: »Nicht liegenbleiben!« Die Männer wollten aber nicht. Das Feuer der Russen-MG lag deckend. Die Geschoßgarben peitschten vor und neben den Soldaten in den Boden. Es war abzusehen, wann die Elfte, falls sie aus der Senke nicht schnell herauskam, zusammengeschossen würde.

Wie die anderen hatte sich auch Tamm in den Schlamm gewühlt. Er wußte, daß er ein Beispiel geben mußte und auf keinen Fall liegenbleiben durfte. Er spähte nach rechts und links zu den Nachbarzügen. Aber niemand sprang. Auch die Zugführer nicht.

Der Versuch eines MG-Schützen des 1. Zuges, die russischen Maschinengewehre am Bahndamm wenigstens niederzuhalten, mißlang. Kaum daß der MG-Schütze den ersten Feuerstoß abgegeben hatte, wurde er mit einer wütenden Garbe wieder in Deckung gezwungen.

Von hinten kam jetzt ein Melder angerannt. Schon von weitem brüllte er: »Elfte raus aus der Senke! Befehl des Regiments. Elfte angreifen.«

Tamm sah hinüber zum Oberleutnant, der den rechten Arm hob, um dem Melder zu verstehen zu geben, daß er verstanden hatte. Doch auch er blieb liegen. Es hätte in dieser Situation auch nicht den geringsten Sinn gehabt, aufzustehen und vorwärtszustürmen. Es wäre Selbstmord gewesen.

Ein Rätsel blieb, warum die 11. Kompanie ausgerechnet über die Senke hinweg und aus der offenen Bahndammflanke angreifen mußte. Später stellte sich heraus, daß diese ungünstige Situation durch einen nicht voraussehbaren Gegenangriff der Russen entstanden war.

Die Elfte saß hoffnungslos in der Falle, wurde von zwei Seiten mit starkem MG-Feuer beharkt. Daß es schließlich nicht zur Katastrophe kam, verdankte die Elfte dem Nachbarbataillon, dessen linke Flügelkompanie, unterstützt von Pionieren mit Flammenwerfern, einen Teil des Bahndamms vom Feind säubern konnte. Dabei geriet ein vorgeschobener Regimentsgefechtsstand der Russen in arge Bedrägnis und mußte Hals über Kopf abbauen.

Während der Flucht ihres Regimentsgefechtsstabes verloren die Rotarmisten ebenfalls die Nerven und räumten ihre vordersten Bahndammstellungen. Darunter auch jene russischen MG-Schützen, die bislang die Elfte in Deckung gezwungen hatten.

Die Männer der 11. Kompanie konnten endlich die Senke verlassen und in Richtung Bahndamm weiter angreifen. Sie sahen wie eine Räuberbande aus, über und über mit Kot und Dreck beschmiert, manche hatten sogar ihre Stahlhelme verloren. Sie machten sich erst gar nicht die Mühe, sie zu suchen und aufzuheben. Man würde ohnehin genügend Helme bei den Toten finden, die überall herumlagen.

Nun stießen die Züge eins und zwei entlang des Bahndamms weiter nach Osten vor. Feldwebel Tamm erhielt den Befehl, mit seinem Zug Sicherung auf dem Bahndamm zu beziehen. Zugleich gehörte es mit zu seiner Aufgabe, zu verhindern, daß abgeschnittene Rotarmisten entlang des Bahndamms in die Wälder flüchteten.

Tamm hielt diese Möglichkeit für ausgeschlossen, ließ jedoch zwei Maschinengewehre mitten auf dem Bahndamm in Stellung gehen. Den Rest seiner Männer verteilte er auf beide Seiten des Damms, wo sie sich eingraben sollten.

Die Gefechtslage war völlig unübersichtlich. Es hatte aber den Anschein, als würde der eigene Angriff an Boden gewinnen, obwohl nach wie vor Maschinen- und Gewehrfeuer auf dem Bahndamm lag. Wo es herkam, wo der Gegner saß,

das mochte der Teufel wissen. Zu sehen war bei dem nach wie vor heftigen Schneetreiben so gut wie nichts.

Während Tamm, klatschnaß bis auf die Haut und völlig verdreckt, die aufgestellten Sicherungsposten kontrollierte, begannen plötzlich beide MG auf dem Bahndamm zu schießen.

Mit langen Sätzen lief Tamm am Damm hoch, um nach dem Rechten zu sehen. Drobens erkannte er, daß ein halbes Dutzend Rotarmisten den Bahndamm zurückließen. Die Geschoßgarben beider Maschinengewehre gingen hoch über die Flüchtenden hinweg.

»Haltet doch tiefer!« schrie Tamm die MG-Schützen an.

Aber auch nach der Korrektur prasselten die Schüsse hoch übers Ziel hinaus.

Wütend warf sich Tamm hinter das eine MG, um selbst zu schießen. Doch auch er traf nicht. Es stellte sich schließlich heraus, daß die Entfernung auf 800 Meter eingestellt war. Kein Wunder, daß die Schüsse dann zu hoch lagen. Die MG-Schützen hatten vergessen, die richtige Entfernungsmauer einzustellen. Tamms berechtigter Anrauner wurde von beiden MG-Schützen mit stoischer Gelassenheit hingenommen.

Da Feldwebel Tamm das Gefühl hatte, der Bahndamm (er war wohl an die vier Meter hoch) sei die gefährdetste Stelle, entschloß er sich, dort ein Schützenloch zu graben. Oben auf der Dammkrone war ja außerdem die beste Übersicht.

Diesem Vorhaben stand jedoch ein Hindernis gegenüber: die Aufmerksamkeit der Russen. Tamm hatte gerade ein knietiefes Loch in den Schotter gegraben, als ihm schon die Kugeln nur so um die Ohren pfiffen. Erschreckt warf er den Spaten weg und sich in Deckung.

Gleich darauf mußten auch beide MG-Schützen sich auf den nördlichen Bahndamm zurückziehen, weil die gleichen Gewehrschützen ihnen den Aufenthalt auf den Schienen unmöglich machten.

Unterdessen hatte sich der Gefechtslärm immer mehr nach

Südosten verlagert. Ein Sanitätsobergefreiter, der mit einem Trupp Verwundeter vorbeikam, berichtete, der Angriff komme verhältnismäßig gut voran, die Verluste seien jedoch sehr hoch.

Feldwebel Pöplau, der gerade hinzukam, als der Sani berichtete, meinte: »Das geht schon drei Tage so. An irgendeiner Stelle rammeln wir durch und gewinnen ein paar hundert Meter Boden, dafür ballert's dann hinten um so stärker. Um dieses Gelände zu säubern, müßten wir mindestens zwei Divisionen haben..«

Tamm wollte nicht untätig herumsitzen und beschloß, sich ein wenig in der näheren Umgebung des Bahndamms umzusehen. Schließlich konnte eine Geländeerkundung nicht schaden.

Bei diesem Unternehmen interessierte ihn vor allem ein Buschstreifen, der ungefähr 150 Meter entfernt war. Irgendwie hatte Tamm das Gefühl, daß dieses Geländestück taktische Bedeutung haben könnte. Nachts beispielsweise boten die Büsche eine gute Deckungsmöglichkeit für Gefechtsvorposten.

Er ging los, stapfte durch den Morast und gelangte an einen winzigen Bachlauf. Der Bach war zugefroren. Unmittelbar daneben befanden sich einige Schützenlöcher russischen Ursprungs. Man sah es an allerlei Gerät, das in den Löchern selbst oder drum herum lag.

Tamm überquerte den Bach und ging auf den Buschstreifen zu. Da entdeckte er in einer kleinen Senke ein liegengelassenes russisches Maschinengewehr mit etlichen Munitionskästen. Er kannte sich zwar mit russischen Waffen nicht gut aus, soviel konnte er aber feststellen, daß die Waffe noch brandneu und kaum benutzt war. Eine willkommene Beute! Er würde jemand herschicken, um das Russen-MG samt Munition abzuholen.

Auf dem Rückweg zum Bahndamm geriet er überraschend ins Kreuzfeuer zweier russischer Maschinengewehre.

Die MG-Garben zischten so haarscharf an seinem Kopf vorbei, daß er keine Gelegenheit mehr fand, die Stellung der

Feind-MG zu lokalisieren. Es reichte gerade noch, im Hechtsprung das nächste Schlammloch aufzusuchen.

Die russischen MG-Schützen fanden offensichtlich Spaß daran, ihn in seinem Loch festzunageln. Es dauerte eine Weile, bis die Russen-MG das Schlammloch nicht mehr beschossen. Dafür feuerten jetzt eigene Maschinengewehre am Bahndamm.

Tamm richtete sich vorsichtig auf und wagte einen kurzen Blick ins Gelände. Es waren tatsächlich seine Zug-MG, die ein Ziel seitwärts von ihm unter Feuer nahmen. Als er die Leuchtspurbahn der Geschosse verfolgte, entdeckte er eine entwurzelte Fichte, deren Wurzelstock von Granaten freigelegt war und in den Himmel ragte. Dahinein funkteten die Maschinengewehre.

Nachdem im Moment offenbar keine Gefahr mehr bestand, beschossen zu werden, nahm Tamm sein Fernglas an die Augen und beobachtete. Er glaubte zwischen den Baumwurzeln eine Bewegung feststellen zu können. Als er genauer hinsah und die Glasschärfe korrigierte, sah er noch mehr: eine Art Bunker, der mitten in das Astwerk des umgestürzten Baumes hineingebaut war. Die Maschinengewehre, die ihn vorher beschossen hatten, müßten sich also in diesem vorzüglich getarnten Bunker befinden, der jetzt von seinen Zug-MG ebenfalls entdeckt und unter Beschuß genommen worden war.

Das Groteske an der ganzen Sache aber war, daß dieser Feindbunker bislang von niemand entdeckt worden war und – mindestens einen Kilometer im deutschen Hinterland lag. Sicherlich gab es noch Hunderte solcher Feindverstecke ringsherum, was ja auch Feldwebel Pöplau vor kurzem angedeutet hatte.

Ob der wütende Beschuß seiner eigenen Maschinengewehre nur dem Feindbunker galt, oder ob seine Männer ihm aus seiner verzweifelten Lage helfen wollten, war Tamm nicht klar. Er wußte aber, daß er so schnell wie möglich aus seinem

verdammten Sumpfloch heraus mußte. Und wenn dazu die Möglichkeit bestand, dann jetzt. Er nahm seinen ganzen Mut zusammen, sprang auf und rannte im Zickzacklauf in Richtung Bahndamm zurück.

Dort stellten beide MG gerade das Feuer ein.

Feldwebel Pöplau, der neben den MG-Schützen lag und deren Feuer gelenkt hatte, sah Tamm nur kurz an und meinte in seiner trockenen Art: »Da hast du mächtig Schwein gehabt. Es war purer Zufall, daß ich den Bunker entdeckt habe. Ich würde dir raten, ein andermal vorsichtiger zu sein. Ich sagte dir doch: Es wimmelt in der Gegend von russischen Widerstandsnestern.«

»Dort vorn haben die Iwans ein nagelneues MG samt Munition liegengelassen«, sagte Tamm. »Was meinst du, sollen wir es holen?«

»Bevor nicht der Bunker in der Fichte erledigt ist, hat das keinen Sinn«, antwortete Pöplau.

»Dann erledigen wir ihn eben«, schlug Tamm vor.

»Das zu entscheiden, ist nicht meine Sache. Du bist der Zugführer«, sagte Pöplau.

Tamm fand, daß es wichtig war, diesen Bunker aus dem Weg zu räumen. Schon deshalb, weil seine Besatzung eine dauernde Gefahrenquelle für alle bedeutete; für seine Männer ebenso wie auch für Munitions- und Essenträger, die irgendwann einmal durch die Senke müßten.

Bevor er sich zu einem Entschluß aufraffen konnte, wurde ihre Aufmerksamkeit aber von etwas anderem in Anspruch genommen. Man hörte von Westen her ein Dröhnen, das schnell lauter wurde, bis schließlich sechs He-111 Bomber mit ohrenzerreißendem Pfeifen erschienen und auch schon vorüber waren.

Die Flugzeuge flogen zweimal über die russischen Stellungen, und beim drittenmal ließen sie die großen schwarzen Tonnen fallen, aus denen ölig qualmende Flammen

schossen, als sie auf dem Boden aufschlugen. Danach verschwanden die Maschinen.

Tamms Männer sahen sehnüchtig hinter ihnen her, und es war nicht schwer, ihre Gedanken zu erraten: Die hatten es besser, die mußten nicht in Sumpf, Dreck und gefrorenem Morast liegen, die hatten Wohnbaracken, gutes Essen und konnten nach ihren Einsätzen wenigstens ausschlafen.

Aus der Liquidierung des Russen-Bunkers wurde nichts. Ein Kompaniemelder erschien und brachte für Tamms Zug den Befehl, nachzurücken. Der Zug sollte Bataillonsreserve werden.

»Wie steht's denn vorn?« fragte Tamm den Melder. Der zuckte die Schultern. »Nicht gut, aber auch nicht schlecht. Wir haben die Russen aus zwei Stellungen herausgeworfen, und ein Bataillon von der 179. ID hat sogar das Straßenkreuz wieder freiekämpft. Aber unsere Verluste sind hoch. Das Bataillon hat über die Hälfte seines Mannschaftsbestandes verloren.«

Während Tamms Zug zum Abmarsch sammelte, machte sich das russische Bunker-MG wieder bemerkbar. Es feuerte auf die 2. Gruppe, die am linken Bahndammhang gelegen hatte. Dabei erwischte es einen Obergefreiten durch Kopfschuß.

Sekunden später erhielt ein Gefreiter vom Zugtrupp durch das Bunker-MG einen Oberarmsteckschuß und ein dritter einen Schuß in die Hüfte. Beide Männer mußten ungeheuere Schmerzen haben, denn sie schrien gellend.

Feldwebel Pöplau verband sie notdürftig und gab ihnen starke Schmerztabletten, von denen er immer einen gewissen Vorrat einstecken hatte. Die Frage war nur, wohin mit den Verwundeten, die nicht nur rasch in ärztliche Behandlung gehörten, sondern auch nicht allein gelassen werden konnten und durften.

Zum Glück kam gerade ein Pioniertrupp von vorn zurück, dessen Unteroffizier versprach, die Verwundeten zur Sammelstelle mitzunehmen.

Da an dem immer noch feuерnden Bunker-MG kaum vorbeizukommen war, mußte sich Tamm entschließen, seinen Zug über den Bahndamm zu führen. Das kostete Zeit.

Auf dem direkten Weg zur vordersten Linie kamen Teile der Kompanie zurück. Der Befehl, den 3. Zug als Bataillonsreserve nachzuziehen, hatte sich inzwischen erübriggt, weil das Bataillon auf Befehl der Division aus dem Gefecht herausgezogen worden war.

Eine jenseits des Wegekreuzes aufgebaute Bunkerlinie der Russen hatte dem Angriff des IR 487 ein vorzeitiges Ende gesetzt. Es hieß, der Angriff würde erst morgen fortgesetzt werden.

Der eigentliche Grund für den Abbruch des Angriffs waren aber die enorm hohen Verluste bei allen beteiligten Einheiten. Gerüchte besagten, daß die Russen schwere Artillerie und Pak herangeschafft hatten und sich auch Panzer im Einsatz befanden.

Sturmgeschütze und Selbstfahrlafetten sollten angeblich am nächsten Tag den Angriff der 267. ID unterstützen. Gleichzeitig dachte General Fahrmbacher, Kommandierender des VII. Korps, daran, mit der kampferprobten 197. Infanteriedivision, die nicht umsonst den Namen »Rollbahnbrecherdivision« trug und der bayerischen 7. Infanteriedivision (in deren Verband die französische Legion focht) angehörte, den hartnäckigen Feindwiderstand bei den Nara-Teichen-Rollbahn-Poststraße durch eine Linksverschiebung zu umgehen.

Im Rahmen dieser Operation sollte ferner das XX. Infanteriekorps an der Nahtstelle zur Panzergruppe 4 zum Angriff antreten, gewissermaßen der allerletzte Versuch, die sowjetische Hauptstadt von Westen her anzugreifen und durchzubrechen.

Zu diesem Zeitpunkt kam in den deutschen obersten Stäben die makabre Formulierung auf: »Das letzte Bataillon bringt die

## Entscheidung.«

\*

Nachdem das IR 487 aus der vordersten Kampfelinie herausgenommen worden war, bezog es beiderseits des Bahndamms eine Ruhe- und Sicherungsstellung.

Wegen des waldreichen und unübersichtlichen Geländes mußte der Regimentskommandeur darauf verzichten, seine Bataillone, wie es wünschenswert gewesen wäre, in einem Abschnitt zu versammeln.

Das hatte zur Folge, daß beispielsweise das III. Bataillon, zu dem Tamm gehörte, weit auseinandergezogen werden mußte. Tamms Kompanie erhielt einen Sicherungsabschnitt von annähernd drei Kilometern, wobei die Überwachung eines Teils des Bahndamms mit einbezogen war.

Noch während die Kompanien in ihre Sicherungsräume abrückten, kam es zu Zwischenfällen. Die Nachbarkompanie, welcher der Schutz des Bahndamms übertragen wurde, verlegte zwei MG auf den Bahndamm. Tamm warnte den Kompanieführer zwar, fand aber kein Gehör.

Einige Minuten später, die MG-Schützen waren gerade in Stellung gegangen, knallte es mehrere Male. Russische Scharfschützen hatten sich diese auffälligen Ziele nicht entgehen lassen. Sie erledigten beide Schützen 1 durch glatte Kopfschüsse. Die Schützen 2 konnten sich eben noch retten, es gelang ihnen aber nicht, die Toten und beide MG vom Bahndamm herunterzuschaffen.

Etwas später entdeckte man die Scharfschützen. Sie saßen in einem Bahnwärterhäuschen, das 500 Meter entfernt im Niemandsland lag. Ein Granatwerferzug, der daraufhin den Befehl bekam, das Häuschen in Trümmer zu schießen, mußte den Beschuß wegen zu schlechter Sicht aufgeben.

Die Elfte bezog an diesem Nachmittag eine Stellung in der Nähe eines hufeisenförmigen Waldes, unweit des Bahndamms

und in unmittelbarer Nähe einer kleinen Waldsiedlung.

Nördlich der Siedlung gab es eine sich nach Nordwesten hinziehende Senke, aus der fortwährend Gewehrfeuer ertönte. Der Bataillonskommandeur, Hauptmann Bockler, zeigte sich darüber äußerst beunruhigt und erteilte Tamm den Befehl, die Senke mit einem Spähtrupp aufzuklären. Er betonte jedoch, Tamm solle nur Freiwillige mitnehmen. Das war ein Fehler. Niemand meldete sich. Tamm kochte vor Wut, ging von Zug zu Zug, fragte, redete gut zu. Umsonst. Es war nichts zu machen.

Da der Feldwebel sich nicht der Blamage aussetzen wollte, dem Bataillonskommandeur den Mißerfolg melden zu müssen, machte er sich allein auf den Weg. Niemand hinderte ihn daran. Sollte der Neue beweisen, was er auf dem Kasten hatte; so ähnlich waren wohl die Gedanken der Landser.

Unweit der Siedlung lag eine Holzfällerhütte. Von dort aus, so glaubte Tamm jedenfalls, mußte man die Senke einsehen können. Die Frage war nur: Saß der Russe etwa auch schon dort? Tamm pirschte sich an die Hütte heran und beobachtete durch das Glas. Er konnte nichts Verdächtiges feststellen, daher ging er weiter und erreichte die Hütte auch, ohne beschossen zu werden.

In der Bude gab es mehrere Strohlager, einen gußeisernen Kanonenofen, Tische und Stühle, an den Wänden hingen Handwerkszeuge, Sägen, Beile und Stemmeisen. Da im Ofen noch eine schwache Holzglut lag, mußte die Hütte noch vor kurzem bewohnt gewesen sein. Über eine Leiter konnte man in den Dachstuhl steigen.

Durch das offene Dachfenster konnte Tamm tatsächlich in die Senke sehen, aber trotz genauerster Beobachtung nichts erkennen. Mißmutig kehrte er wieder zum Bataillon zurück, um Meldung zu erstatten. Inzwischen hatte der Bataillonsgefechtsstand aber schon wieder verlegt, und auch Tamms Kompanie stand abmarschbereit.

»Der Russe soll angeblich heute nacht in Richtung Bahnwärterhäuschen angreifen«, bekam Tamm von Feldwebel Pöplau zu hören.

»Und was ist mit uns?«

Pöplau grinste. »Wir beziehen eine Riegelstellung unmittelbar am Bahndamm. Sozusagen vorderste Linie. Rechts von uns liegen die 179er und eine Kompanie vom IR 497.«

»Mann, ist das eine verrückte Scheiße!« entfuhr es Tamm.

Es war aber auch wirklich zum Verzweifeln. Kaum saß man irgendwo, hieß es schon wieder: »Kompanie verlegt nach ...«

Die neue Stellung war eine Hinterhangstellung, angelehnt an den Bahndamm, im Rücken ein Waldstück, am Waldrand einige demolierte Häuser. Zwischen dem Waldrand und der Vorderhangstellung lag eine flache Mulde. Darin reihte sich Granattrichter an Granattrichter. Dazwischen zusammen-geschossene Fahrzeuge, ein Schrotthaufen aus Fahrrädern, ein Troßwagen, ausgebrannt. Davor, noch in den Siehlen, die Zugpferde mit aufgefetzten Leibern. In der Gegend verstreut allerlei Gegenstände, wie Uniformen, Mäntel und Decken, Munitionskisten, und mitten zwischen den Trümmern Hunderte von Feldpostbriefen aus der Heimat.

Keine Frage, daß viele der Adressaten längst, in eine Zeltbahn gewickelt, irgendwo verscharrt lagen. Und es war nicht einmal sicher, ob die oder der Absender überhaupt jemals Nachricht bekamen. Vielleicht später einmal.

Nachdem die Elfte ihre Stellung am Bahndamm bezogen hatte, schoß der Russe zehn Minuten lang Störfeuer. Wo aber konnte der vorgeschobene russische Artilleriebeobachter liegen? Voraussichtlich würde man das nie herausbekommen.

Die Kompanie suchte während des Feuerüberfalls in den Granattrichtern Deckung, in denen sich morastiges Grundwasser angesammelt hatte. Als es vorbei war, kam vom Bataillon der Befehl, unverzüglich Deckungslöcher zu graben. Ein schnell zusammengestelltes Arbeitskommando sollte noch

vor Einbruch der Dunkelheit Vorbereitungen für den Stellungsbau am Vorderhang treffen.

Tamms Zug erhielt den Befehl, Bunker und Unterstände am Hinterhang und entlang des Bahndamms zu errichten. Der Kompaniegefechtsstand wurde in ein Bahnwärterhäuschen verlegt, das sich zu diesem Zweck anbot.

Mit der Einrichtung des Gefechtsstandes betraut, fand Tamm zu seiner Überraschung in dem Bahnwärterhaus noch den Bahnwärter und dessen elfjährigen Sohn vor. Warum man den etwa sechzigjährigen Russen nicht evakuiert hatte, war unklar.

Das Haus, das aus zwei Räumen bestand, besaß einen riesigen Ofen, auf dem man sogar oben auf der Holzbank schlafen konnte.

Die Männer vom Kompanietrupp durchsuchten sofort alle Räume einschließlich des Kellers und fanden genügend Petroleum, Kartoffeln, Mehl und Salz. Der Bahnwärter hatte sich offenbar für Wochen mit dem Nötigsten eindecken können.

Die Beschlagnahme seiner Lebensmittel nahm der Russe mit stoischer Gelassenheit hin, erklärte sich sogar bereit, den Deutschen Brot im offenen Feuer zu backen. Auf die Idee, der Bahnwärter könnte vielleicht ein Spion oder zumindest ein Mittelsmann der Roten Armee sein, kam merkwürdigerweise niemand. Jedenfalls noch nicht in dieser beginnenden Nacht.

Da es auf jeden Fall ratsam erschien, die nächste Umgebung in Augenschein zu nehmen, machte Tamm einen Kontrollgang. Er stieß auf eine ganze Anzahl toter deutscher Soldaten, die unbestattet überall herumlagen. Zum Teil waren die Leichen ihrer Kleidung beraubt. Was jedem Toten aber immer fehlte, waren seine Stiefel.

Wie Tamm später erfuhr, kamen die deutschen Soldaten bei einem Panzerangriff der Russen vor zehn Tagen um. In dem hektischen Durcheinander der folgenden Tage hatte niemand Zeit gefunden, die Toten unter die Erde zu bringen. Bei einigen

waren nicht einmal die Erkennungsmarken abgenommen. Einer von Tamms Leuten kümmerte sich darum. Die Erkennungsmarken wurden zum Regiment geschickt.

Ein besonders grausiges Bild bot der neben dem Bahnwärterhaus aufgeschichtete Holzstoß, von dem Feuerungsmaterial entnommen wurde.

Unter dem Holzstoß ragten zwei Beine hervor. Die Füße waren merkwürdig nach innen gedreht und ohne Stiefel.

Zuerst dachte Tamm, der Tote wäre ein Russe. Als aber nach und nach das Holz abgetragen war – die Männer schichteten es im Inneren des Hauses auf, damit es trocken wurde – kam schließlich ein deutscher Feldwebel zum Vorschein. Ein baumlanger Mensch, dessen Brust und Gesicht entsetzliche Stichwunden aufwiesen. Kein Zweifel, daß der Feldwebel im Nahkampf gefallen war.

Einige Meter weiter, unmittelbar am Bahndamm, fand Tamm noch mehr tote Landser. Zwei lagen vor einem russischen Maxim-Gewehr, das sie wohl stürmen wollten. Sie hatten noch Handgranaten in den Fäusten und lagen so auf dem Boden, wie sie die MG-Garbe niedergemäht hatte.

Gleich dahinter stieß Tamm auf einen Toten, dem eine Tretmine beide Beine weggefetzt hatte. Es lagen aber nicht nur tote unbestattete deutsche Soldaten herum, sondern auch sehr viele Rotarmisten. In einem Granattrichter fand Tamm zehn Russen inmitten eines Haufens blutigen Verbandszeuges. Diese Männer hatten wohl noch versucht, ihre Wunden zu verbinden. An den Verletzungen konnte Tamm mühelos feststellen, daß sie von Handgranaten getötet worden waren.

Ziemlich deprimiert und geschockt kehrte Tamm schließlich wieder zum Kompaniegefechtsstand zurück, wo eben ein junger Leutnant eingetroffen war, der den alten Chef der Elften ablösen sollte, der zum Regimentsstab versetzt worden war.

Der Leutnant brachte vom Bataillon die Nachricht mit, daß die Kompanie nachts rund um die kleine Siedlung zu igeln

hätte.

»Soll das etwa heißen, daß wir keine Verbindung nach beiden Seiten haben?« fragte Tamm.

Der junge Leutnant, ein kleiner, drahtiger Bursche mit beiden EK, grinste, als hätte er eben einen schlechten Witz gehört.

»Nach beiden Seiten keine Verbindung, sagten Sie? Mann, wenn's das nur wäre. Wir haben überhaupt keine Verbindung zum Bataillon. Ringsherum luftleerer Raum, in dem sich, wie man mir sagte, die Iwans verdammt wohl fühlen.«

»Aber das begreife ich nicht«, sagte Tamm. »Vor einer halben Stunde hatten wir noch Verbindung zu den anderen Kompanien.«

»Die mittlerweile abgezogen wurden«, ergänzte der Leutnant seinen Bericht. »Und Leutnant Brücher sowie den Oberfeldwebel Klein, so hieß er doch wohl, haben sie mir auch weggenommen. Sie sind jetzt der einzige Feldwebel in diesem Scheißhaufen. Richten Sie sich danach.«

»Wie soll ich das verstehen, Herr Leutnant?«

»Das will ich Ihnen sagen, Herr. Sie und ich werden dafür sorgen, daß der Laden hier so läuft, daß wir diese Nacht und den nächsten Morgen überleben.«

»Und warum sollten wir das nicht?«

»Weil Panzer gemeldet sind. T 34! Und wenn diese Panzer, so wie man mir berichtete, genau in unserem Abschnitt angreifen, bekommen die unbestatteten Toten, die hier überall herumliegen, Gesellschaft. Sie verstehen, wie ich das meine? Also: Genau das will ich verhindern. Und jetzt hauen Sie ab und sorgen Sie dafür, daß jeder Mann sich ein Panzerdeckungsloch gräbt. Anderthalb Meter tief, einen halben Meter breit. Keinen Zoll mehr.«

»Und wo sollen die Panzerdeckungslöcher gegraben werden?«

»Dort, wo die Männer ihre Sicherungsposten bezogen

haben.«

»Und was geschieht wirklich, wenn die T 34 hier angreifen, Herr Leutnant?«

»Wir machen eine ›Mücke‹ und lassen sie durch. Oder haben Sie vielleicht 'ne bessere Idee?« höhnte der Leutnant.

Er war höchstens zweiundzwanzig Jahre alt, vielleicht sogar noch jünger, aber er war erstaunlich kaltschnäuzig.

Tamm hatte keine bessere Idee und sagte nur: »Jawohl, Herr Leutnant, ich werde dafür sorgen, daß die Männer Panzerdeckungslöcher graben.«

Nachdem es um diese Jahreszeit schon gegen vier Uhr nachmittags zu dämmern begann, blieb nicht mehr viel Zeit für die befohlene Arbeit.

Bei dieser Gelegenheit fiel es Tamm ein, daß er Pöplau vermißte. Ob man den auch versetzt hatte? Er fragte den Obergefreiten Schuh vom Zugtrupp. Der sagte, Pöplau sei zum Bataillon unterwegs. »Es hieß, daß wir heute nacht vielleicht einen Zug Panzerjäger bekommen. Feldwebel Pöplau soll diese herführen.«

Obwohl die Männer wußten, daß in ihrem Abschnitt ein Panzerangriff erwartet wurde und es daher in ihrem eigenen Interesse lag, möglichst schnell ihre Panzerdeckungslöcher zu graben, hatte Tamm die größte Mühe, die Leute bei der Arbeit zu halten. Immer wieder verschwanden welche, um nach Eßbarem zu suchen oder Öfen bzw. Ofenrohre zu organisieren. Zuerst schimpfte Tamm mächtig, aber nach einigem Nachdenken kam er zu der Überzeugung, daß unter den herrschenden Umständen ein wärmendes Feuer ebenso wichtig war wie ein schutzbietendes Deckungsloch. Ganz zu schweigen von der Nahrung, und wenn sie nur aus grober Grütze oder ein paar Kartoffeln bestand.

Die Landser entwickelten bei der »Arbeitsteilung« zum Erstaunen Tamms eine außerordentliche Geschicklichkeit. Das heißt: Diejenigen, die noch einigermaßen bei Kräften waren,

besorgten das Graben, während die anderen organisieren gingen. So klappte beides. Die Deckungslöcher wurden bis zum Einbruch der Dämmerung fertig und Eßbares sowie offenähnliche Gebilde waren ebenso vorhanden, so daß die wenigen Hütten und ehemaligen Russenbunker beheizt werden konnten. Letzteres war auch nötig, denn es kam ein eiskalter Wind auf und es fing noch mehr zu schneien an.

Bei seinen Kontrollgängen entlang der Kompaniestellung kam Tamm auch bei jenen Hütten vorbei, die unmittelbar am Waldrand lagen.

Hier sah es fast noch wüster aus als am Bahndamm. Über ein Dutzend Rotarmisten lagen in verrenkten Stellungen tot herum, manche entsetzlich verstümmelt, mit zerfetzten Oberkörpern und abgeschossenen Beinen. Auch Zivilisten traf Tamm an. Meist waren es Frauen und Kinder. Der Krieg hatte sie wohl überrascht und ihnen keine Möglichkeit mehr gelassen, in die nahen Wälder zu flüchten.

In einer Waldhütte lag eine tote junge Frau, in ihren erstarren Armen einen Säugling. Beide waren von einer Pak-Granate getötet worden, die zur Haustür hineinging und im Inneren explodierte. Als die Dämmerung einsetzte, konnte Tamm Vollzugsmeldung erstatten. Jeder Mann hatte sein vorschriftsmäßiges Panzerdeckungsloch.

Der Leutnant, er hieß von Franken, nickte beifällig. »Sehr gut. Trotzdem will ich mir selber alles ansehen. Kommen Sie mit!«

Der Leutnant ließ keine Stellung aus. In das eine oder andere Loch stieg er sogar hinein, um die Tiefe zu überprüfen. Die Männer standen dann dabei und grinsten spöttisch, aber nur so lange, wie der Leutnant nicht herschaute. Der »Nußknacker«, wie sie ihn getauft hatten, war ihnen offensichtlich nicht ganz geheuer. Sie wußten genau, daß mit diesem Chef keiner »Schlitten fahren« konnte. Der steckte sie vermutlich alle in die Tasche.

Nach dem Kontrollgang versammelte Leutnant von Franken alle Unterführer um sich und gab die Wacheinteilung bekannt. Zum Erstaunen aller begnügte er sich damit, nur wenige Posten aufzustellen. Nach Tamms Meinung sogar zu wenige. Dafür ließ er die Kompanie wissen, daß er jeden Mann, der sich ein Wachvergehen zuschulden kommen ließe, sofort dem Kriegsgericht überantworten würde.

Zu Tamm sagte er: »Wir lösen uns bei der Kontrolle der Gefechtsposten ab. Der Turnus: alle dreiviertel Stunde. Ich weiß, das ist für Sie hart. Aber anders geht es nicht. Wenn die Männer zur Ruhe kommen sollen, müssen wir beide eben wachbleiben. Sie werden das überstehen, und ich auch. Ich hoffe, damit ist alles klar.«

»Selbstverständlich, Herr Leutnant«, antwortete Tamm mechanisch, »alles ist klar.«

Der Leutnant überraschte die Männer aber noch mit einer zweiten Anordnung. Er ließ sie wissen, daß bis acht Uhr abends jeder, die Gefechtsposten ausgenommen, Zeit habe, zu organisieren. Ein ungewöhnlicher Befehl, denn offiziell war das Requirieren von Lebensmitteln streng verboten. Aber der Leutnant scherte sich nicht um diesen Befehl. Tamm gegenüber äußerte er grimmig: »Wenn die hinten nicht in der Lage sind, uns zu verpflegen, müssen wir uns selber helfen. Ganz abgesehen davon: Jedes Huhn, das nicht von uns geklaut wird, kommt in die Bratpfanne einer anderen Einheit.«

»Ich fürchte nur, Herr Leutnant, daß die Hühner, die in unsere Bratpfannen sollen, gar nicht mehr existieren«, antwortete Tamm, und das war seine feste Überzeugung.

Der »Nußknacker« kniff seine blauen Augen spöttisch zusammen. »Mann, Mann, was sind Sie doch noch für ein Anfänger. Ich wette mit Ihnen jeden Betrag, daß spätestens in einer Stunde in meinem Gefechtsstand Hühner und Eier auf dem Tisch liegen.«

Tamm glaubte davon kein Wort. Aber er mußte sich eines

Besseren belehren lassen. Es war nämlich noch keine halbe Stunde vergangen, als zwei Obergefreite vier Hühner und einen Korb voll Eier anschleppten. Wo sie das Federvieh aufgetrieben hatten, mochte der Teufel wissen.

Die Hühner wanderten in einen Kochkessel, die Eier ebenfalls. Die Hühnersuppe reichte für die ganze Kompanie, die auf diese Weise seit vier Tagen endlich etwas Warmes in den Bauch bekam.

Auch an Brot mangelte es nicht. Der Bahnwärter, diensteifrig und eine Spur zu höflich, erbot sich, für die Germanskij-Soldaten Brot zu backen.

Die Prozedur war denkbar einfach. Aus Mehl, Wasser und etwas Salz wurde ein Teig gemacht, die Masse dann in längliche Fladen geformt und auf die Holzglut im offenen Ofen gelegt. Mehl gab es fast in jeder Russenhütte. Man mußte es freilich finden. Meist versteckten es die Russen im Keller oder in den Dachböden. Es kam aber auch vor, daß sie Mehl in Blechkisten verpackten und eingruben.

Das Produkt, das schließlich aus dem Ofen kam, hatte zwar nur eine geringe Ähnlichkeit mit Brot, aber es schmeckte trotzdem.

Der Findigkeit der Landser war es auch zu verdanken, daß die wenigen Pferde, die der Kompanie noch geblieben waren, nicht zu kurz kamen. In einem Dachbodenversteck wurden drei Ballen Hafer gefunden. Die Pferdeburschen vermischten den Hafer mit Stroh, und die ausgehungerten Tiere fraßen das Gemenge mit sichtlichem Wohlbehagen.

Bis jetzt hatte Leutnant von Franken jedes Feuermachen strikt verboten, ausgenommen dort, wo man den Rauch nicht sehen konnte.

Jetzt aber, nach Einbruch der Nacht, wurden in allen Unterkünften und Bunkern – was immer man darunter verstehen konnte – die selbstgebastelten Öfen in Betrieb genommen. In den Unterkünften herrschte bald eine fast

unerträgliche Hitze. Wer tage-, wenn nicht gar wochenlang in Nässe und Kälte gelegen hat, den stören 40 Grad Hitze und mehr nicht im geringsten.

Störend dabei waren freilich die Läuse. Sie wurden in der Wärme munter und piesackten ihre Ernährer. So begann allenthalben das große Entlausen, an dem sich auch Tamm für eine Weile beteiligte. Er war längst verlaust und erledigte schon beim erstenmal dreißig fette Biester, die sich in den Hemdnähten festgesetzt hatten.

Für sein Bemühen, jede einzelne Laus zu knacken, erntete er bei den Männern des Kompanietrupps schallendes Gelächter. Er lernte aber sehr schnell, wie man der schrecklichen Plage methodisch zu Leibe rückt. Beispielsweise so, daß man einfach das Hemd umdreht und mit den Nähten über eine Kerzenflamme fährt. Hörte man genau hin, so konnte man deutlich ein Prasseln vernehmen, wenn die Läuse in der Flamme verschmorten. Daß bei dieser Prozedur dann und wann Brandlöcher entstanden, beeindruckte niemand.

Die abendliche Idylle dauerte leider nur zwei knappe Stunden. Es war auf die Sekunde 19 Uhr, als schlagartig das russische Artilleriefeuer einsetzte.

Bei den ersten Granaten, die über die Stellungen der Kompanie hinwegrauschten und im nahen Wald einschlugen, reagierten die Männer überhaupt nicht. Aber schon die nächste Serie ließ die Erde erzittern und die wenigen noch heilen Fensterscheiben bersten. Draußen erschollen gellende Rufe.

Feldwebel Tamm hatte sich zum Glück wieder angezogen, er mußte nur noch seinen Mantel schnappen. Dennoch waren die anderen schneller. Sie drängten ihn beiseite und stürmten zur Tür des Bahnwärterhäuschens hinaus, die meisten nicht einmal ganz angezogen. Jeder hatte seine Klamotten unterm Arm.

Tamm, der ein solches Durcheinander und rücksichtloses Gedränge noch nicht erlebt hatte, stand für Sekunden wie verdattert im Raum, bis er endlich begriff, daß es um Leben

und Tod ging. Niemand war mehr da. Auch der Bahnwärter mit seinem Sohn nicht, Wieso eigentlich?

Ein schreckliches Pfeifen durchschnitt in diesem Moment die Luft. Tamm hechtete mit einem verzweifelten Satz durch die offene Tür ins Freie und fiel auf den Bauch. Hinter ihm schlug die Granate ein. Er wurde durch den Luftdruck emporgeschleudert und einige Meter weit wegkatapultiert.

Als er wieder zu sich kam, brannte das Bahnwärterhäuschen. Offenbar hatte er schon eine ganze Weile dagelegen, ohne sich dessen bewußt zu sein.

Es brannten noch mehr Gebäude. Am Waldrand, wo die Baumfällerhütten standen, gab es nur noch rauchende Überreste. Das Gelände war mit Granattrichern übersät.

Im Schein des Feuers sah Tamm die Männer herumrennen, und der Leutnant brüllte: »Gruppenführer Verlustmeldung abgeben.« Tamm erhob sich endlich aus dem Dreck und erwartete eigentlich, daß ihm irgendein Körperteil weh tun würde. Er konnte es nicht glauben, daß er von dem Volltreffer nichts abbekommen haben sollte. Aber er verspürte keine Schmerzen.

Das Artilleriebombardement, das schätzungsweise zehn Minuten gedauert hatte, konnte für die Feindseite als voller Erfolg gebucht werden. Außer den paar windigen Bunkern war der Elften keine Unterkunft geblieben.

Diese Maßarbeit, noch dazu bei tiefster Dunkelheit, veranlaßte begreiflicherweise alle Betroffenen zum Nachdenken, und jeder stellte sich die Frage: Wie war das möglich? Ein so präzises Vernichtungsfeuer konnte unmöglich ein Zufall sein. Entweder waren die sowjetischen Batterien auf das Ziel haargenau eingeschossen – aber an diese Möglichkeit glaubte niemand so recht – oder es saß ganz in der Nähe ein russischer Artilleriebeobachter, der das Feuer per Funk geleitet hatte. Möglich war das ohne weiteres. Ging aber die Treffsicherheit auf das Konto eines VB (vorgeschobener

Beobachter), dann konnte man sich noch auf allerlei Überraschungen gefaßt machen.

Diese Ansicht vertrat auch Leutnant von Franken, und er befahl deshalb, daß jeder Mann in seinem Panzerdeckungslöch zu bleiben hatte. Zum Glück hatte es nur drei Leichtverwundete gegeben.

Zusammen mit dem Leutnant machte Tamm gegen 22 Uhr einen Kontrollgang, wobei sie die jüngsten Ereignisse noch einmal besprachen. Da erinnerte sich Tamm, daß der Bahnwärter und sein Sohn zum Zeitpunkt des Feuerüberfalls nicht im Bahnwärterhaus gewesen waren.

Leutnant von Franken blieb wie angewurzelt stehen und starrte Tamm an. »Sind Sie ganz sicher, daß die beiden nicht im Haus waren?«

»Hundertprozentig, Herr Leutnant.«

»Könnte es sein, daß der Russe überhaupt schon längere Zeit außer Haus gewesen ist?« bohrte Franken.

Tamm zuckte die Schultern. »Möglich wäre es, Herr Leutnant. Es war ein Fehler, den Bahnwärter nicht im Auge zu behalten.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

Daraufhin berichtete Tamm von den Vorkommnissen beim Regimentsgefechtsstand, wo man die Tierärztein als Spionin aufgegriffen hatte. Warum sollte der Bahnwärter nicht auch mit der Roten Armee in Verbindung gestanden haben?

»Wenn es hell wird, sehen wir uns nach dem Burschen mal um«, entschied Leutnant von Franken.

»Wobei ich wetten möchte, daß er spurlos verschwunden ist«, meinte Tamm.

Die Artillerie schoß während der ganzen Nacht nicht mehr. Diese Tatsache allein erhärtete schon die Theorie, daß beim Feuerüberfall der Russen der Bahnwärter seine Hand im Spiel gehabt hatte. Wahrscheinlich waren die Russen längst davon verständigt, daß der erwünschte Vernichtungseffekt erzielt

worden war.

Vor dem Morgengrauen war Tamm wieder einmal zur Kontrolle unterwegs. Die Front blieb ruhig. Kein MG- oder Granatwerferbeschuß, keine Leuchtkugel, nicht einmal Handgranaten explodierten. Es war empfindlich kalt geworden, der Boden tief gefroren.

Der jähе Kälteeinbruch beunruhigte nicht nur die Kompanien und Bataillone, sondern auch die Regimenter. War es bislang schwierig für die Russen, in dem unwegsamen und versumpften Gelände Panzer einzusetzen, jetzt konnten sie es. Kein Wunder, wenn die Gefechtsvorposten immer nervöser wurden und angestrengt feindwärts lauschten.

Wie nicht anders zu erwarten, kam die versprochene Panzerjägerunterstützung natürlich nicht nach vorn. Es hieß, die Panzerjäger seien als Divisionskampfreserve zurückgehalten worden.

Kurz vor Einbruch der Morgendämmerung ertönte dann plötzlich Motorengebrumm, das bei der Elften Panzeralarm auslöste. Aber statt der erwarteten T 34 kam nur ein Bomber der Russen. Er flog etwa zehn Minuten die Front ab und warf beim Nachbarregiment einige Bomben.

Gerade als Tamm Leutnant von Franken wecken wollte – der Chef der Elften hatte sich in den Trümmern des Bahnwärterhäuschens einen provisorischen Gefechtsstand errichtet – schreckte er zusammen. Seitwärts, bei den zerstörten Häusern am Waldrand, gackerte ein Huhn. Zuerst glaubte Tamm, an Halluzinationen zu leiden. Ein Mensch, der sich vor Übermüdung kaum mehr auf den Beinen halten kann, unterliegt leicht Sinnestäuschungen. Aber Tamm täuschte sich nicht. Das Huhn gackerte wieder.

In Tamm erwachte der Jagdtrieb. Er pirschte sich vorsichtig an die niedergebrannten Hütten am Waldrand heran, fand aber keine Spur von dem Federvieh. Er klatschte sogar einige Male in die Hände, um das Huhn aufzuschrecken, hatte aber auch

damit keinen Erfolg. Das war schon recht merkwürdig!

Zum Kompaniegefechtsstand zurückgekehrt, lief ihm Feldwebel Pöplau in die Arme, der vom Regimentsgefechtsstand kam. Man hatte ihn die ganze Nacht dort behalten und als Melder eingesetzt, weil diese knapp geworden waren.

Was er von der »Lage« zu berichten wußte, klang wenig erfreulich. Die Division war gezwungen worden, ihren Abschnitt noch um drei Kilometer nach Norden zu erweitern, so daß zwischen den Regimentern und Bataillonen noch größere Lücken klafften als bisher.

Im Gespräch erwähnte Tamm die Sache mit dem gackernden Huhn und bemerkte, daß er es recht eigenartig fände, trotz emsigen Suchens kein Huhn gefunden zu haben.

»Ein Huhn sagst du?« fragte Pöplau, und sein abgespannter Gesichtsausdruck belebte sich, »da hast du wirklich mehr Glück gehabt als Verstand. Du kannst es dir für die Zukunft merken: In dieser Gegend flattern die Hühner nicht frei herum, denn wenn's wirklich noch welche gibt, halten sie die Zivilisten versteckt. Was du für ein gackerndes Huhn gehalten hast, waren Iwans, die sich verständigt haben.«

Die Sache war die: Obgleich es in diesem Frontabschnitt infolge des Gefechtslärms und der dauernden Artillerieduelle längst keine Vögel mehr gab, hörten die Landser immer wieder Vogelstimmen; Meisenrufe vor allem.

Es dauerte eine ganze Weile, bis man dahinter kam, daß die Vogelrufe nichts anderes waren als raffiniert nachgeahmte Tierstimmen, ein unverfängliches Verständigungsmittel der Rotarmisten. Wo es Häuser oder Siedlungen gab, ahmten die Russen das Gackern von Hühnern oder das Schnattern von Gänsen nach. Bei Gefangenen fand man sehr oft Holzpfeifen, die sehr einfach zu handhaben waren und mit denen fast alle bekannten Vogelstimmen imitiert werden konnten.

Tamm war bei diesen Erläuterungen Pöplaus blaß geworden.

Wie schwer es doch war, als »Neuer« mit heilem Pelz über die Runden zu kommen.

Das erwies sich auch eine halbe Stunde später wieder, als es Tag wurde und die Russen mit Schlachtfiegern und Jägern kamen.

Die sowjetische Luftwaffe bombte das Kampffeld am Moskwa-Knie eine halbe Stunde lang. Die deutsche Heeresflak, soweit es überhaupt eine gab, war machtlos. Die Russen-Bomber und Jäger kamen im Tiefflug an, strichen knapp über die Baumwipfel dahin, hüpfen über die Höhenzüge und warfen jedesmal ihre Bomben dort, wo es etwas zu treffen gab. Ehe da die Richtschützen an Zweizentimeterwaffen überhaupt eine Maschine ins Visier bekamen, war die schon über alle Berge. Und wenn sie zurückkam und diesmal mit Bordwaffen aus allen Knopflöchern schoß, war es dasselbe.

Natürlich hatten es die sowjetischen Piloten und deren Bombenschützen nicht allzu schwer, denn sie konnten sich mühelos am Bahndamm orientieren. Und dort lagen die Deutschen, Kompanien, Bataillone und zwei Infanteriedivisionen. Eine ganz einfache Sache, die nicht einmal ein Risiko in sich barg, weil deutscherseits weit und breit kein Jäger zu sehen war.

Bei Tamms Kompanie gab es drei Tote und mehrere Verwundete, die für den weiteren Kampf ausfielen und nach hinten gebracht werden mußten.

An der Feldküche, sie war in der Nacht endlich einmal nach vorn gekommen, sah Tamm einen Pioniergefreiten, der Bombensplitter mitten ins Gesicht bekommen hatte. Der Mann war an beiden Augen erblindet. Wie Tamm später erfuhr, überstand der Unglückliche den Transport zum Hauptverbandplatz nicht.

Nach dem Angriff der russischen Schlächter und Jäger kam heraus, daß einige Landser trotz strengsten Verbots Feuer gemacht hatten, dessen Rauch für die Flugzeuge natürlich die

besten Markierungspunkte abgegeben hatte.

Obwohl Tamm erwartete, daß man die Landser dafür zur Rechenschaft ziehen würde, geschah nichts dergleichen. Leutnant von Franken, von Tamm deswegen angesprochen, zuckte nur die Schultern und meinte sarkastisch:

»Wenn Sie alle Vergehen mit Disziplinarstrafen ahnden würden, säße die halbe Division im Knast und die Russen wären in Roslawl.«

Feldwebel Pöplau, der zufällig Zeuge der Unterhaltung zwischen dem Leutnant und Tamm wurde, sagte zu diesem: »Der Chef hat vollkommen recht, wenn er solche Sachen übersieht. Wo kämen wir hin, wenn alle Disziplinwidrigkeiten mit dem Kriegsrecht bestraft würden. Vergiß eines nicht: Diese Burschen sind fix und fertig und frieren schon die zweite Woche. Es ist ihnen alles scheißegal. Wenn sie nur an ein bißchen Wärme herankommen.«

Wenige Minuten später erlitt Tamms soldatisches Selbstbewußtsein einen neuen Tief schlag.

Wie sich herausstellte, hatte Oberfeldwebel Volkert vom Regimentsstab seine Privatklamotten nach vorn geschickt. Der Regimentsmelder hatte sie vor dem Kompaniegefechtsstand auf den Boden gelegt, mit einem Zettel dazu, auf dem Tamms Name und Dienstgrad standen.

Schon beim ersten Blick auf beide Wäschetasche sah Tamm, daß Langfinger am Werk gewesen waren. Aus dem Sack fehlten eine Wolldecke, aus dem anderen verschiedene andere Gegenstände.

Zuerst wollte Tamm Krach schlagen. Er unterließ es aber, da es ohnehin keinen Zweck gehabt hätte. Nur Pöplau vertraute er sich an. Der lachte nur und meinte: »Was regst du dich auf? Du hast doch zwei Decken. Der deine Decke geklaut hat, brauchte wahrscheinlich eine. Na, was ist daran so verwunderlich?«

»Ich hätte die Decke ja abgegeben«, schäumte Tamm. »Aber einfach weglauen, das finde ich erbärmlich.«

»Es gibt schlimmere Dinge«, sagte Feldwebel Pöplau und ließ Tamm stehen.

Da die Waldhütten von der russischen Artillerie zerstört worden waren, befahl Leutnant von Franken, zwei Bunker zu bauen. Ob sich das allerdings lohnte, war eine andere Sache. Jeden Moment konnte ja wieder der Befehl zur Verlegung kommen. Andererseits brauchte die Kompanie wenigstens zwei überdachte Räume, in denen sich die Gefechtsvorposten und Spähtruppleute aufwärmen und ausruhen konnten.

Wer nicht im Einsatz war, kroch in die Erde. Man hob mit Schaufel und Pickel (soweit einer zur Verfügung stand) ein ein Meter tiefes Loch aus, in das der Quere nach ein Balken gerammt wurde. Darauf saß man. Ähnlich wie auf der Latrine auf dem Donnerbalken. Um wenigstens von oben her einen gewissen Kälteschutz zu erhalten, wurden Tannen- oder Fichtenäste mehr oder minder geschickt zu einer Art Dach zusammengesteckt. Das Ganze wurde stolz »Tannenhütte« genannt.

Tamm hatte seine Hütte eben fertiggestellt, als er zum Kompaniechef befohlen wurde. Es war ein Spähtrupp fällig. »Wegen der unübersichtlichen Lage«, knurrte der Leutnant.

»Da, schauen Sie sich mal die Karte an«, wandte er sich an Tamm. Die Karte breitete er über den Knien aus und fuhr mit dem dreckigen Finger über die handgestrichelte Zeichnung. Originalkarten gab's nur sehr wenige. »Hier an dieser Waldecke liegen wir. Rechts der Bahndamm, links Sumpf und wieder Wald. In dem Wald, der an den Sumpf anschließt, sollen sich Russen bereitstellen, melden die Spähtrupps von der 179. Infanteriedivision. Der Oberst will es aber genau wissen. Also klären Sie dorthin auf und nehmen Sie sich eine verstärkte Gruppe. Und auf dem Rückweg schauen Sie sich das Gelände nach einer geeigneten vorgeschobenen Vorpostenstellung an.«

»Wie weit ist es bis zum Wald?«

Leutnant von Franken grinste. »Schwer zu sagen. Diese Kartenzeichnungen stimmen ja meist nicht. Aber ich schätze die Entfernung auf anderthalb Kilometer. Luftlinie, wohlgemerkt.«

Obwohl der Leutnant von einer verstärkten Gruppe geredet hatte, nahm Tamm nur sechs Mann mit, und zwar nur solche, die er inzwischen einigermaßen kennengelernt hatte und auf die er sich verlassen konnte.

Die erste Überraschung erlebte der Spähtrupp bereits kurz nach Verlassen der eigenen Stellung. Da, wo nämlich eigentlich Niemandsland sein sollte, gab es noch eine dünne Vorpostenkette des IR 467, dem Nachbarregiment der 487er. Bei ihnen waren Pioniere, die einige hundert Minen verlegten. Diese Männer gehörten aber nicht zur 267. Infanteriedivision, sondern zur 179. ID. Ein Durcheinander, in dem sich keiner mehr auskannte. Vermutlich konnten die verschiedenen Eintragungen auf den Lagekarten gar nicht so schnell vorgenommen werden, wie die Kompanien und Bataillone verschoben wurden.

Tamm fragte den Führer der Vorpostenkette, einen Unteroffizier, ob er etwas von den Russen bemerkt habe. Vor allem aus der Richtung des Waldes, in dem sich der Gegner angeblich zum Angriff bereitstellen sollte.

»Ja, klar«, antwortete der Unteroffizier, »wenn du noch zirka vierhundert Meter weiter vorgehest und an den Sumpf linkerhand kommst, kannst du die Iwans hämmern und sägen hören.«

»Hämmern und sägen?«

»Ja. Sie bauen Bunker und Unterstände. Genauso wie wir. Aber geh nicht zu nah' an den Waldrand heran, da gibt's sofort ordentlich Zunder.«

»Leicht gesagt, Kamerad«, antwortete Tamm, »aber es wird uns nichts anderes übrigbleiben, denn ich soll ja den Wald aufklären.«

»Was denn aufklären?« höhnte der Unteroffizier. »Daß im Wald Iwans sind, ist doch längst klar. Oder willst du etwa die Nase reinstecken und die Russen zählen? Nee, laß bloß die Finger von dieser Sache. Sonst geht's dir wie dem Spähtrupp von den 197ern. Die waren auch neugierig. Zurückgekommen ist keiner mehr.«

»Wann war das?«

»Heute morgen.«

»Bei uns ist davon nichts bekannt geworden«, sagte Tamm.

»Kann ich mir vorstellen«, sagte der Unteroffizier. »Wenn es bekannt würde, wie viele Spähtrupps nicht mehr zurückkommen, brächtest du keinen mehr raus.«

»Eine aussichtslose Sache also?« meinte Tamm.

»Absolut. In diesen Wald ginge ich nicht mal rein, wenn ich Halsschmerzen (Verlangen nach dem Ritterkeuz, Landser-Jargon) hätte.«

Tamm befand sich im Widerstreit zwischen Pflichtauffassung und Vernunft. Einerseits mußten Befehle ausgeführt werden, andererseits nützten ausgeführte Befehle gar nichts, wenn das Ergebnis eines Auftrags nicht mehr gemeldet werden konnte.

»Was wollen Sie jetzt machen, Herr Feldwebel?« fragte der Obergefreite Büssing, ein recht zuverlässiger und erfahrener Mann.

»Sie sind länger hier draußen als ich«, antwortete Tamm. »Was schlagen Sie vor? Aber einen Türken bauen, kommt nicht in Frage.«

Büssing nagte an seiner Unterlippe. »Ich habe das Gespräch mit dem Vorpostenführer gehört«, sagte er bedächtig. »Der Mann kloppt keine Sprüche. Ich kenne ihn. Er heißt Werner und wurde schon zweimal im Regimentstagesbefehl wegen besonderer Tapferkeit erwähnt.«

»Wir riskieren das Möglichste, aber nicht das Äußerste«, entschied Tamm nach einigem Nachdenken. »Einverstanden?«

Büssing blickte in die Runde. »Was meint ihr?«  
»Auch einverstanden!«

»Gut, dann ziehen wir mal los«, sagte Tamm, und zum erstenmal hatte er das Gefühl, daß ihn seine Männer voll akzeptierten.

Zuerst führte ein Trampelpfad in nordöstlicher Richtung, an den minenlegenden Pionieren vorbei, die sich in ihrer Arbeit nicht stören ließen und von dem Spähtrupp überhaupt keine Notiz nahmen.

Zwar versuchte Tamm, den Pionierfeldwebel in ein Gespräch zu ziehen, weil er der Meinung war, es könnte nicht schaden, eine Vielzahl von Informationen zu erhalten. Er stieß aber bei diesem aber auf wenig Verständnis.

Der Feldwebel gab Tamm lediglich die tröstliche Auskunft, er werde persönlich einen genauen Minenplan anfertigen, nach dem sich jeder richten könne oder auch nicht. »Es sind Tretminen und dazwischen T-Minen«, sagte er. »Bei der leisesten Berührung gehen die Eier hoch. Also seht euch den Minenplan genau an, wenn ihr durch dieses Gelände latscht.«

Tamms Leute fanden es pedantisch und verrückt, daß er sich eine Skizze anfertigte, aber sie sollten sehr bald von der Richtigkeit dieser Maßnahme überzeugt werden.

Der Trampelpfad mündete in eine nach Osten zu auslaufende Deckungslose Mulde, in der Sumpfwiesen lagen. Durch sie mußte der Spähtrupp hindurch. Es gab keine andere Möglichkeit, um an den Wald heranzukommen.

Das Gehen durch den gefrorenen Morast war äußerst schwierig und kraftraubend. Einige Male versanken Tamms Männer bis zu den Knien im Sumpf. Das Ergebnis dieses Sumpfmarsches war, daß jeder patschnasse Füße hatte und der Dreck, zäh wie Gummi, aus den Knobelbechern herausquoll.

Am Ende des Sumpfstreifens ging es dann nach links, zum eigentlichen Sumpfgürtel, an dem entlang Tamm den Spähtrupp führen wollte, bis man auf den bewußten

Waldstreifen stoßen würde.

Etwa einhundert Meter vor dem Sumpfgürtel wuchsen zahlreiche Weidenbüsche, die nicht nur eine ausgezeichnete Deckung boten, sondern auch das Heranpirschen an den Sumpf erleichterten.

Das günstige Gelände machte den Spähtrupp sorglos, noch dazu in diesem Abschnitt keinerlei Gefechtstätigkeit herrschte, wogegen in Richtung Autobahn starker Infanterie- und Artillerielärm zu hören war. An diesem Frontabschnitt schien wieder ein Angriff des eigenen Armeekorps im Gange zu sein.

Der Spähtrupp hatte sich dem Sumpfstreifen bis auf wenige Meter genähert, als plötzlich ein rauschendes Flattern in der Luft zu hören war.

Der Obergefreite Büssing war es, der blitzschnell schaltete und brüllte: »Achtung! Werferbeschuß. Volle Deckung.«

In Abständen von vier bis fünf Metern kriepierten die Werfergranaten und bespritzten den Spähtrupp mit nassem und gefrorenem Dreck. Da der Boden nicht hart war, gab es glücklicherweise wenig Splitter. Die meisten Geschosse explodierten erst dann, wenn sich die Granatköpfe schon zur Hälfte in den Boden gebohrt hatten. Dennoch: Die Dichte des Beschusses war beunruhigend.

Die Männer lagen da, wo sie schlitternd zum Stehen gekommen waren, Tamm einige Meter vor den anderen, die Wange gegen den Schneeboden gepreßt. Er hielt unwillkürlich den Atem an, als könnte er dadurch weniger auffallen.

Der Granatwerferbeschuß dauerte mit unverminderter Heftigkeit an, aber die Einschläge gingen jetzt ziemlich ungenau ins Gelände. Sie waren aber immer noch so nahe, daß sie Gefahr bedeuteten.

Tamm ahnte, daß die Russen sie jetzt nicht mehr sehen konnten, den Beschuß aber aus Prinzip fortsetzten. Wie lange das dauern würde, war nicht abzusehen. Ebenso war sich Tamm darüber im klaren, daß sie von hier wegmußten, und

zwar so schnell wie möglich, da ein oder mehrere Zufallstreffer nicht ausgeschlossen waren.

Die nächste Lage donnerte in den Boden. Es waren acht Einschläge. Tamm hatte mitgezählt. Vorhin waren es auch acht Schüsse. Mehr kamen nicht.

»Los!« brüllte Tamm.

Er sprang auf, wirbelte herum und fing zu laufen an, so schnell er konnte. Hinter ihnen krepierten die Werfergranaten, ohne daß die Russen die Entfernung korrigiert hätten.

Es hatte geklappt. Das Granatwerferfeuer verstummte. Den Russen genügte es offenbar, die Deutschen vom Sumpf und den daran anschließenden Wald fernzuhalten.

Für Tamm stellte sich jetzt die Frage, ob er sich mit dem fragwürdigen Aufklärungsergebnis zufriedengeben oder sich an anderer Stelle erneut an den Wald vortasten sollte.

Büssing, der schon Hunderte von Spähtrupps gelaufen war, riet dringend von einem zweiten Versuch ab.

»Das hat überhaupt keinen Zweck, Herr Feldwebel«, argumentierte er, »wir erleben woanders dasselbe. Und das ist doch ganz klar: Im Wald stellen sich die Iwans bereit. Also werden sie nichts unversucht lassen, unsere Spähtrupps abzuweisen. Genau wie der Pionierunteroffizier sagte. Es ist nichts zu machen.«

Tamm sah das zwar ein, aber er hatte dennoch ein ungutes Gefühl. Was sollte er dem Leutnant melden? Es war eine verdammt blöde Geschichte. Während er noch überlegte, gab es einen neuen Zwischenfall.

Rasendes Maschinengewehrfeuer seitens der Russen lenkte die Aufmerksamkeit des Spähtrupps auf ein Stück welligen Geländes, ungefähr 400 Meter weiter ostwärts ihres jetzigen Standortes.

»Ich glaube, da sind andere Spähtrupps von uns gegen die russischen Waldstellungen gebumst« murmelte Büssing.

Das MG-Feuer verlagerte sich westwärts, und zwar fast in

die Richtung, wo Tamms Spähtrupp flach am Boden lag. »Uns können die doch nicht meinen?« sorgte sich Tamm. Büsing schüttelte den Kopf. »Auf keinen Fall. Die Russen-MG schießen hinter jemand her, Herr Feldwebel.«

So war es auch. Wenig später tauchten drei Männer zwischen Hügelwellen und Büschen auf. Wie es schien, rannten sie um ihr Leben. Rechts und links von ihnen furchten MG-Garben den schmutziggrauen Schnee und bespritzten die Flüchtenden mit Dreckfontänen. Tamm richtete sich ein wenig auf und winkte.

Es handelte sich um einen Offiziersspähtrupp der 197. Infanteriedivision, bestehend aus einem Oberleutnant und zwei Leutnants.

Nachdem die drei Offiziere wieder einigermaßen zu Atem gekommen waren, berichtete der Oberleutnant von ihrem Auftrag: Erkundung der südlichen Waldspitze, rechts vom Sumpfstreifen. »Der Wald ist gerammelt voll von Russen«, erzählte er. »Sie bauen Bunker und Feldstellungen, und im Wald selbst hört man Panzer- und Traktorengeräusche. Aber man kommt nicht mal bis auf Schußentfernung heran. Sofort fetzen die MG los. Wir hatten wirklich einen Mordsdusel.« Er musterte Tamm. »Und was tut ihr hier?«

Feldwebel Tamm berichtete von seinem Auftrag. Der Oberleutnant winkte ab. »Lassen Sie's bleiben. Sie haben nicht die geringste Chance. Und was glauben Sie, was passiert, wenn es einen Ihrer Männer erwischt? Sie müssen ihn liegenlassen. Drei oder vier MGs beherrschen das ganze Waldvorgelände.«

Tamm hatte aufmerksam zugehört. Dabei kam ihm eine Idee. Er würde den Oberleutnant bitten, zu bestätigen, daß eine Aufklärung des Waldes unmöglich sei.

Der Oberleutnant sah ihn einen Moment verdutzt an, dann glitt ein verstehendes Grinsen über sein bärtiges Gesicht. »Sie sind ganz schön gewichst, Mann«, sagte er, »aber Sie können die Bestätigung haben. Am besten, ich schreibe Ihnen das Zeug

gleich auf Ihre Handskizze.«

Er ergänzte auch noch die Eintragungen auf der Kartenskizze durch eigene Beobachtungen und signierte alles mit Namen, Dienstgrad und Divisionszugehörigkeit.

Die Offiziere verschwanden in Richtung Bahndamm, und Tamm kehrte auf demselben Weg wieder zur eigenen Kompanie zurück.

Inzwischen hatten die Pioniere ihre Arbeit erledigt und sich abgesetzt. Aber auch die vorgeschobenen Gefechtsvorposten der 467er glänzten durch Abwesenheit. Vorhanden waren dagegen noch die Schützenlöcher und »Tannenhütten«, die sie sich errichtet hatten.

»So eine Sauerei!« fluchte der Gefreite Wildling, Tamms Melder. »Wenn Sie jetzt nicht die Minensperre in die Karte eingetragen hätten, Herr Feldwebel, könnte es sein, daß wir draufletschen. Diese Scheißbande!«

Die Minen hatten die Pioniere so vergraben, daß wirklich nichts zu sehen war und jeder Uneingeweihte Gefahr lief, ins Minenfeld zu laufen. Noch mehr aber war Wildling anscheinend über die 467er erbost, die abgerückt waren, ohne eine Nachricht zu hinterlassen.

Tamm sagte dazu gar nichts. Wer wußte schon, warum die Gefechtsvorposten spurlos verschwunden waren? Wahrscheinlich ging alles wieder so schnell, daß man keine Zeit mehr fand, Informationen zu hinterlassen. Außerdem war die ganze Aufregung ohnehin umsonst, da man ja die Minenskizze hatte.

Auf dem Trampelpfad packte Büssing plötzlich Tamms Arm. »Hören Sie's?« Der Feldwebel gab den anderen das Zeichen, stehenzubleiben.

»Die verdammten Vogelsignale«, sagte Büssing mit bewegungslosem Gesicht. »Ich wette, sie signalisieren sich jetzt zu, daß wir uns auf dem Rückweg befinden.«

Tamm konnte die täuschend nachgeahmten Tierstimmen jetzt auch hören. Unheimlich war das, gespenstisch!

Kurz vor Einbruch der Abenddämmerung erreichte der Spähtrupp den Kompanieabschnitt, da hieß es schon wieder: »Wir werden heute nacht verlegt.«

Leutnant von Franken, der gerade von einer Einsatzbesprechung beim Bataillon zurückkam, nahm Tamms Meldung zerstreut und, wie es schien, recht uninteressiert entgegen. Er fragte nicht einmal, wie weit der Spähtrupp gekommen war, sah sich aber die Eintragungen auf der Handskizze sorgfältig an.

»Das wird unsere Ablösung sicher interessieren«, wandte er sich an Tamm. »Heften Sie die Skizze an die Bunkerwand. Aber so, daß man sie gleich sieht.«

Beide Bunker waren tatsächlich fertig geworden. Zur Abdeckung mit Rundhölzern hatte die Zeit nicht mehr gereicht. Man konnte beide Bunker, die an die zehn Männer aufnehmen konnten, beheizen.

Feldwebel Tamm zog mit den Spähtrupplern in den Chefunker, um sich auszuruhen. Leutnant von Franken, der einen müden und sehr erschöpften Eindruck machte, sagte, er wolle sich auf jeden Fall das Gelände im Vorfeld ansehen, wo tagsüber die 467er gestanden hatten. Er nahm sieben Soldaten mit, die nach drei Stunden abgelöst werden sollten.

Im Bunker herrschte eine qualvolle Enge und eine unerträgliche Hitze. Dazu kam der Gestank nicht nur der verschwitzten Menschen, sondern auch der von verbranntem Leder. Die Landser legten ihre Stiefel dicht neben den Ofen, mit dem Ergebnis, daß das Leder anschmorte.

Tamm ergatterte einen Platz an der Wand, an Hinlegen war aber nicht zu denken. Es reichte eben so, sich hinsetzen zu können. Daß bei dieser unbequemen Stellung nicht an Schlaf zu denken war, versteht sich von selbst. Zudem störten zwei Funker vom Artillerieregiment die Ruhe, die alle halbe Stunde ihre Geräte anschalteten.

Der Leutnant kam von den Vorposten zurück. Er sah, daß

Tamm noch nicht schlief, setzte sich zu ihm und zog die verdreckte Uniformjacke aus, dann das Hemd. Mit stoischer Ruhe begann er die Entlausungsaktion, wobei er mit Daumennagel die Nähte entlangfuhr und die so abgekratzten Läuse mit beiden Daumennägeln zerquetschte.

»Wichtig dabei ist«, wandte er sich nebenbei an Tamm, »daß man die Eier miterwischt. Das ausgeschlüpfte Kropfzeug ist am gefräßigsten«, erklärte er mit großem Ernst.

Tamm, dem dauernd die Augen zufielen, der aber dennoch keinen Schlaf fand, grinste matt.

»Übrigens, die Vorpostenstellung ist recht anständig«, bemerkte der Leutnant. »Schade, daß wir nicht länger in dieser Stellung bleiben. Aber man soll's nicht für möglich halten, unsere Führung glaubt noch immer daran, daß Moskau genommen werden kann. Ich wünschte, einer der feinen Herren aus dem OKW (Oberkommando der Wehrmacht) würde mal seine Nase hier reinstecken.«

»Wie sieht's denn überhaupt aus?« erkundigte sich Tamm, mehr aus Höflichkeit als aus wirklichem Interesse.

»Ich habe beim Bataillon zufällig so'n Mistgerücht aufgeschnappt«, sagte von Franken und entledigte sich ungeniert der Hose, um an die Läuse in der Unterhose heranzukommen, »danach soll das IX. Korps unter General Geyer beiderseits der Straße Rusa-Swenigorod entlang der Moskwa gegen Moskau vorstoßen. Mit drei Divisionen, die aber gar keine Divisionen mehr sind, bestenfalls noch anderthalb Regimentsstärken besitzen. Swenigorod soll eine ganz wichtige Stadt sein, mit Hunderten von Waffenarsenalen und Magazinen.«

»Überhaupt nicht. Überall hocken die Russen in starken Wald- und Feldbunkern, zum Teil sogar in betonierten Feldbefestigungen. Und natürlich mit Sibirien. Wie hier bei uns.«

»Was wird nun aus unserem Angriff entlang der Bahnlinie,

»Herr Leutnant?«

»Menschenskind, fragen Sie mich nicht danach. Ich habe keine Ahnung. Jedenfalls soll's morgen früh losgehen. Falls nicht wieder mal unsere Artillerie durch Abwesenheit glänzt.«

»Und wann verlegen wir, Herr Leutnant?«

»Kurz vor sechs machen wir uns auf die Socken. So, und jetzt haue ich mich aufs Ohr. Wecken Sie mich in einer Stunde.

»Und wann soll ich eigentlich schlafen?« fragte Tamm in gereiztem Ton.

»Hernach, wenn ich die Stunde rum habe. Ich bin trainierter Kurzschläfer. Und Sie? Sie hatten doch Zeit genug, vorzuschlafen, oder gabs da jemand, mit dem Sie sich die Nächte die Ohren schlugen?«

Er wartete Tamms Antwort erst gar nicht ab, streifte Hemd und Uniformbluse über und streckte sich auf der Heuschütte aus. Sekunden später war er eingeschlafen...

Der deutliche Hinweis des Leutnants, daß ein Mann der erst einige Tage an der Front war, ganz einfach nicht das Recht habe, müde zu sein, wurmte Tamm, und sein ausgeprägtes Selbstbewußtsein erlitt wieder einmal einen massiven Tiefschlag.

Um sich die Zeit zu vertreiben und nicht doch einzunicken, arbeitete Tamm an seinen Tagebuchnotizen. Im Schein eines winzigen Kerzenstummels schrieb er Zeile um Zeile, bis er drei Seiten voll hatte. Er überlas das Geschriebene noch einmal und steckte die Seiten in einen Briefumschlag. Die Feldpost würde den Brief morgen mitnehmen.

Er wollte gerade den Leutnant wecken, da wurde ihm speiübel. Zuerst dachte er, die Übelkeit käme ganz einfach vom leeren Magen. Aber dieses Gefühl war anderer Natur, und wenn er sich nicht täuschte, hatte er auch etwas Temperatur. Jedenfalls fühlten sich Stirn und Hände heiß an.

Minuten später fühlte er den starken Drang, die Latrine aufzusuchen zu müssen. Er schaffte es gerade noch, aus dem

Bunker zu flitzen und die Hose runterzustreifen, als es auch schon losging: Wasserdurchfall!

An dieser schrecklichen Krankheit litten fast alle, was kein Wunder war bei den herrschenden Verhältnissen: Dauernde Unterkühlung, kein warmes Essen, jedenfalls kein regelmäßiges warmes Essen. Meist verdorbene Nahrung und schlechtes Wasser mußten zwangsläufig zu allen möglichen Darmkrankheiten führen.

Die Ärzte waren gegen die grassierende Krankheit, von den Landsern schlicht und einfach »Dünnschiß« genannt, ziemlich machtlos. Sie gaben Tabletten und wiesen im übrigen darauf hin, nichts zu essen, nichts zu trinken und sich möglichst warm zu halten. Ersteres war durchführbar, weil es ohnehin fast nichts zu essen gab. Aber wie sollte sich der Landser warm halten, wenn es nicht einmal genügend Bunker gab? Von wärmenden Decken etc. ganz zu schweigen.

Als richtige Krankheit wurde der Durchfall nicht anerkannt, d. h., der davon Betroffene konnte sich nicht abmelden, um ins Revier zu kommen. Nur ganz schwere Fälle erhielten den Laufzettel zum nächsten Hauptverbandplatz.

Tamm, der von dieser Krankheit schon gehört, sie aber bisher nicht ernst genommen hatte, wußte nun, wie denjenigen zumute war, die darunter litten und von denen dennoch der ganze Einsatz verlangt wurde. Es war einfach grotesk, von einem Mann Kampfgeist zu fordern, der eigentlich nur damit beschäftigt war, im richtigen Augenblick die Hose herunterzureißen, um sich wenigstens nicht zu beschmutzen.

Mit ziemlich wackeligen Beinen ging Tamm wieder in den Bunker zurück. Leutnant von Franken zog eben seinen Mantel an und stülpte sich den Kopfschützer über. Er war also von selber wach geworden.

Nach einem Blick auf Tamms käsigweißes Gesicht kniff er die Augen zusammen und meinte: »Dünnschiß, was? Natürlich Dünnschiß. Man sieht es Ihnen ja an der Nasenspitze an.« Er

nahm seine Decke, die er schon zusammengerollt hatte und gab sie Tamm.

»Wickeln Sie sich die Decke um den Bauch und legen Sie sich näher an den Ofen ran. Und hier sind Kohletabletten. Schlucken Sie drei Stück davon. Am Anfang helfen sie noch.«

Er gab Tamm die Tabletten. Dann stieß er einen Landser an, der unmittelbar am Ofen lag.

»He, stehen Sie mal auf und lassen Sie Feldwebel Tamm an den Ofen!« Nur widerwillig machte der Mann Platz. Er schob seinen Nachbarn einfach zur Seite, damit sich Tamm noch in die Lücke quetschen konnte. Die Befürchtung Tamms, der Durchfall könnte sich zu einer chronischen Erkrankung auswachsen, erfüllte sich glücklicherweise nicht. Wahrscheinlich halfen im ersten Stadium tatsächlich noch die Kohletabletten und die Wärme.

Die vorgesehene nächtliche Verlegung in einen anderen Abschnitt erfolgte nicht. Die Division hatte umdisponiert. Statt des IR 487 übernahm ein Regiment der 197. Infanteriedivision dessen Angriffsabschnitt.

Warum das so war, wußte der Teufel. Vielleicht traute man den 487ern nicht mehr den nötigen Angriffsschwung zu.

Um 5 Uhr morgens trat die Kompanie an. Die Zugführer hatten es nicht leicht gehabt, die Männer aus den Bunkern und Tannenhütten herauszuholen.

Leutnant von Franken, der gewisse Schwierigkeiten geahnt hatte, half nun mit einem Trick nach. Die Feldküche, die nachts bis auf 200 Meter an den Bereitstellungsraum herangefahren war, gab heißen Kaffee und einen Schlag dünner Bohnensuppe aus.

Diese Essensration hätte eigentlich am Abend zuvor verteilt werden sollen, aber Franken hatte es dem Koch anders befohlen und dem war es gleichgültig, wann er die Kessel unter Feuer setzte.

Was Flüche und Schimpfkanonaden nicht vollbrachten,

schaffte schließlich der Ruf: »Zugweise zum Essenfassen antreten!« Im Nu versammelte sich die Kompanie vor der Feldküche. Der »Schlangenfraß« wurde im Stehen hinuntergelöffelt, der widrige Malzkaffee in die Feldflaschen gefüllt.

Wie nicht anders zu erwarten, bekam der Koch wegen der dünnen Suppe den seit Tagen angestauten Zorn der Männer zu spüren. Niemand wollte einsehen, daß es wegen der unübersichtlichen Feindlage nicht früher möglich gewesen wäre, die Feldküche nach vorn zu holen.

Kurz vor 6 Uhr kam der Angriffsbefehl. Er wurde von einem Melder überbracht. Sämtliche Fernsprechverbindungen wurden immer mindestens zwei Stunden vor Angriffsbeginn abgebaut, seitdem bekannt geworden war, daß Spezialeinheiten der Russen die Leitungen anzapften und der Gegner auf diese Weise Kenntnis von Operationen erhielt.

Im diesigen Grau des anbrechenden Wintertages und bei schneidender Kälte sammelten die Züge und Kompanien zum Abmarsch. Da es sich um einen Angriff mit beschränktem Ziel handelte, mußte alles Gerät mitgeschleppt werden.

Wer nie Infanterist gewesen ist, kann sich nicht vorstellen, was ein Mann Tag für Tag an Ausrüstung und sonstigen lebenswichtigen Gegenständen herumzutragen hatte.

Auch hierüber notierte Tamm einiges in seinem Tagebuch. Es heißt darin:

»Ich machte mir die Mühe, einmal alle Gegenstände zusammenzufassen, die ich mit mir herumtrug. Das waren: Karabiner, Nullacht-Pistole, Koppel mit 2 Patronentaschen, darin 60 Schuß Gewehrmunition. Seitengewehr, Kurzspaten, Stahlhelm, Meldekartentasche mit Tinte, Meldeblock, Blei- und Buntstifte, Radiergummi. Brotbeutel mit Inhalt: eiserne Ration, 2 kleine Dosen mit Schmalz, 2 Lichttöpfe (Hindenburglichter). Auf der Brust die Taschenlampe. Auf dem Rücken die schwere Gasmaskenbüchse mit Gasmaske. Im

Tornistertraggestell: Kochgeschirr mit Eßbesteck, 1 russische und 1 deutsche Zeltbahn, 1 Wolldecke, Waschzeug mit Seife, Zahnbürste und Zahnpasta, 1 Benzinfläschchen, 2 Binden für den Fall, daß ich mir die Hacken wundlief. In der Brusttasche des Mantels: 1 Taschenlampenbatterie, 1 Taschenlampe, 1 Taschenmesser, 1 Portion Nägel (unentbehrlich für jeden Infanteristen), 1 Streichholzschachtel, 1 Feuerzeug, Tabakdose, Pfeife, Sicherheitsnadeln. In den Rocktaschen der Uniform: Soldbuch (das später beim Troß blieb), 1 russisches Wörterbuch, Brieftasche, Füllfederhalter, Verbandpäckchen. Unterm Hemd: Brustbeutel mit Geld und die Erkennungsmarke.

Der Gefechtsanzug bestand aus: 1 russische Leinenunterhose, 1 deutsche Trikotunterhose, Bauchbinde, Makounterhemd, Trikotunterhemd, 1 ärmelloser Pullover, Uniformrock, Mantel, Feldmütze, 1 Paar Schaftstiefel mit Fußlappen und 1 Paar Wollsocken. »Der Soldat, ein wandelnder Kleiderschrank! möchte man da sagen.« Aber das war noch nicht alles, denn zu diesen persönlichen Dingen kamen je nach Gefechtslage noch: Handgranaten, Munitionskästen, Waffenteile (z. B. bei den sMG- und Granatwerferzügen), der ganze zerlegbare Waffenkram, der teilweise bis zu 50 Pfund wog.

So behängt marschierte und kämpfte der Infanterist, und das meist in einem körperlichen Zustand, der ihn gerade noch befähigte, sich auf den Beinen halten zu können.

Noch vor Einbruch des Büchsenlichts marschierten die Kompanien los.

Während im Bereich des III./IR 487 sich der Gegner ruhig verhielt, begann er links der Bahnhlinie mit schwerem Granatwerfer- und »Stalinorgel«-Beschuß den Aufmarsch der Kampfgruppen beider Infanteriedivisionen (267. und 197. ID) zu stören.

Das ununterbrochene Heulen und Rauschen der

Werfergranaten und vor allem die prasselnden, dicht aufeinanderfolgenden Einschläge der »Stalinorgeln« (Raketen-Salvengeschütze) schufen bei den aufgelockert vorgehenden Kompanien des III. Bataillons eine Art Gefechtshysterie, die darin ihren Ausdruck fand, daß die Männer entweder bewußt das Marschtempo verzögerten oder ins Laufen kamen. In der Marschfolge wirkte sich das eine ebenso hemmend und störend aus, wie das andere.

Tamm, der wie ein Schäferhund dauernd hin und her rannte und bemüht war, Ordnung in seinem Zug zu halten, gab es bald auf.

Je näher die Kompanie jenem Sumpfstreifen kam, der hinter dem Minenfeld lag, desto langsamer wurde das Marschtempo. Die Züge brauchten eine Ewigkeit, bis sie sich in den Trampelpfad einfädelten, der zum Waldrand führte.

Durch sein Spähtrupperlebnis gewarnt, lief Tamm zu Leutnant von Franken, um ihn darauf aufmerksam zu machen, daß das Gelände zwischen dem Sumpfstreifen und dem Waldgürtel vom Feind eingesehen werden könnte und der Spähtrupp von dort aus Granatwerferbeschuß erhalten hätte.

Leutnant von Franken, schwer bepackt wie alle anderen und keuchend durch den Morast stapfend, winkte ab.

»Kann ich es ändern? Und wenn sie mit Kanonen auf uns schießen, angreifen müssen wir doch. Also lassen Sie mich gefälligst zufrieden.«

Der erste Zug hatte mittlerweile die Sumpfwiesen verlassen und bog jetzt nach Norden ein, auf den Waldrand zu.

Der zweite Zug entfaltete rechts davon, in der Lücke ging nun Tamms dritter Zug vor, während die beiden Flügelkompanien rasch vorankamen und die Vierte sich bereits bis auf wenige Meter an den Waldrand herangeschoben hatte.

Feldwebel Tamm wollte gerade den Befehl geben, die Entfernung bis zum Waldrand in einem Sprung zu überqueren, da wurden rechts und links rote Leuchtkugeln geschossen. Der

Leutnant erteilte sofort den Haltebefehl.

»Aber doch nicht direkt vor dem Waldrand«, schrie Tamm nach links, wo von Franken jetzt im Schnee kniete und das Fernglas hob.

»Erst kommen unsere Stukas«, brüllte von Franken zurück.  
»Leuchtkugeln, weiß bereithalten. Fliegertücher raus!«

»Das ist doch heller Wahnsinn«, sagte Tamm zu Feldwebel Pöplau, der gerade herankam.

»Wahnsinn wäre es, ohne Feuervorbereitung in den Wald einzudringen«, antwortete Pöplau und hauchte gegen seine froststarren Finger.

»Aber wir liegen doch viel zu dicht dran«, sagte Tamm erregt. »Wenn die Stukas bomben, kriegen wir den ganzen Dreck auf den Buckel.«

»Die Stukas bomben nicht den Waldrand, sondern die Bunkerstellungen im Wald«, berichtigte Pöplau.

Das ganze III. Bataillon lag jetzt in der Gegend herum. Wo eine Deckung zu finden war, verkrochen sich die Männer dahinter, wo nicht, gruben sie sich rasch eine Schneemulde. Wer keinen Spaten besaß, besorgte diese Arbeit mit den Händen oder mit dem Gewehrkolben. Manche hatten ein Stück Blech dabei, das sie als Schaufelblatt verwendeten.

Inzwischen war es taghell geworden, und Tamm beobachtete mit gemischten Gefühlen das Gewimmel auf der Schneefläche, das feindliches Feuer geradezu herauslockte. Er war auch felsenfest davon überzeugt, daß es keine fünf Minuten mehr dauern konnte, bis die Russen zuschlagen würden. Wer ließ sich eine solche Gelegenheit entgehen? Vier, fünf schwere Granatwerfer, und hier flogen die Fetzen.

Aber seltsamerweise blieb es still. Dagegen hämmerten am Bahndamm und weiter dahinter an der Rollbahn Maschinengewehre, bellten Panzerabwehrkanonen. Dort war das Gefecht also schon in vollem Gange. Um so unbegreiflicher erschien es Tamm, daß die Russen sich an ihrer

Waldflanke so still verhielten. Hatten sie sich etwa doch zurückgezogen? Oder lauerten sie in ihren Verstecken?

Es verging eine volle Viertelstunde, ohne daß etwas passierte. Die Männer begannen erbärmlich zu frieren, nachdem sie zuvor stark ins Schwitzen gekommen waren.

Melder rannten hin und her. Dann kam die Nachricht, daß der Stuka-Angriff wegen zu schlechter Bodensicht hatte abgeblasen werden müssen. Statt dessen sollte die II. Abteilung des Artillerieregiments Feuer auf die Waldränder legen.

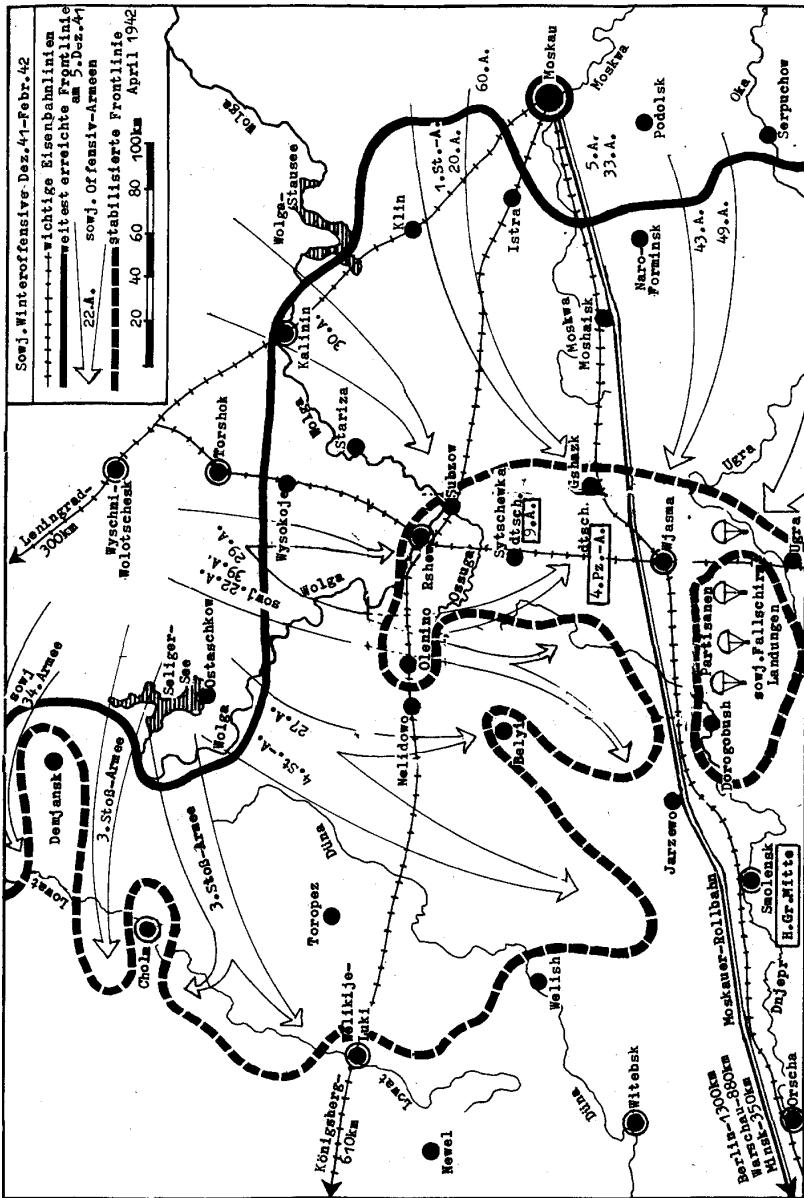
Bis dahin vergingen noch einmal zehn Minuten. Und als dann plötzlich der Feuerschlag einsetzte, entlockte dieser den Männern nur ein höhnisches Gelächter. Ganze sieben Schuß verschwendete die Artillerie auf den Waldrand. Drei davon gingen ins freie Gelände und erschreckten die vordersten Gruppen der Kompanie von Franken mehr, als daß sie die Russen hätten beeindrucken können.

Drei grüne Leuchtkugeln gaben den Kompanien das Zeichen, den Angriff fortzusetzen.

Die Kompanie- und Zugführer schrien sich die Kehlen heiser, um die Männer aus ihren Schneelöchern aufzuscheuchen. Torkelnd unter der Last von Waffen und Gerät setzte sich das Bataillon wieder in Bewegung.

Der MG-Schütze von Tamms 3. Gruppe fiel in ein Sumpfloch. Er steckte bis zu den Hüften fest und schrie. Da er sich aus eigener Kraft nicht befreien konnte, mußten ihm zwei Kameraden helfen. Sie schafften es nicht. Tamm lief mit Pöplau hinzu. Erst jetzt kam der Obergefreite frei, schlammtdurchnäßt bis zu den Oberschenkeln.

In diesem Augenblick rauschten die Werfergranaten der Russen heran. Erst an einer, dann an einer zweiten und schließlich an vier Stellen gleichzeitig stiegen Fontänen aus Schnee und Sumpfdreck auf. Splitter und Erdklumpen sausten durch die Gegend. Dafür schossen wenigstens keine russischen Maschinengewehre.



Leutnant von Franken brülle: »Auf, haut ab! Schnell rüber an den Waldrand!«

Es gelang tatsächlich, das russische Granatwerferfeuer zu unterlaufen, ohne daß Verluste eingetreten wären.

Nach Luft ringend, warfen sich die Männer am Waldrand ins Unterholz. Die meisten warteten darauf, daß der Russe das Granatwerferfeuer zurückverlegen würde. Aber das geschah nicht. Statt dessen setzte sporadisches Gewehrfeuer ein. Es kam von irgendwoher, aus Bodenverstecken oder von Baumschützen, niemand wußte es.

Nachdem die Kompanien den Waldrand erreicht hatten, ging der Angriff in die zweite und weit kritischere Phase. Der Wald, vier Kilometer tief und mehr als drei Kilometer breit, mußte durchkämmt werden, um schließlich auf eine Ortschaft zu stoßen, die angeblich Trutanowka heißen sollte.

Gerüchte besagten, daß deutsche Sturmgeschütze von Südosten her auf die Ortschaft zurollen würden, um sie notfalls sturmreif zu schießen. Bislang war aber kein hinweisendes Motorengeräusch zu hören.

Der Wald, in den das Bataillon eindrang, bestand aus dichtem Unterholz, diagonal verlaufenden Schneisen und mitten darin immer wieder ganzen Fluchten von Stangengehölz, das einem Verteidiger hervorragende Möglichkeiten bot, Bunker und MG-Nester anzubringen.

Entsprechend groß war die Abneigung, sich in diesen Urwalddschungel zu stürzen. Man kannte die tödlichen Gefahren des Waldkampfes zur Genüge, und die bisher gemachten Erfahrungen hatten gezeigt, daß mindestens mit einem Drittel an Verlusten gerechnet werden mußte.

Da der Einsatz schwerer Waffen – beispielsweise Panzer oder Sturmgeschütze – nur an ganz bestimmten geeigneten Geländestellen möglich war, trug der einzelne Infanterist allein die ganze Bürde dieses mörderischen Kampfes. Die ohnehin schon lädierte Kampfmoral wurde jetzt noch einer zusätzlichen

Belastung ausgesetzt.

Bedingt durch das urwaldähnliche Gelände, das keine geordnete Gefechtsführung mehr gestattete, verloren sich die Kompanien alsbald in kleinste Trupps, die untereinander und zueinander keine Verbindung mehr besaßen.

Tamm hatte zwar schon von der Kompliziertheit des Waldkampfes gehört, aber was er nun erlebte, überstieg all seine Vorstellungen.

Eben noch waren die beiden Zugmelder neben und Feldwebel Pöplau hinter ihm gewesen, doch nun war er allein. Mühsam, Schritt für Schritt, kämpfte er sich durch das Unterholz. Um nicht fortwährend vor- und zurückschnellende Äste ins Gesicht zu bekommen, hielt Tamm seinen Karabiner quer zum Körper. Und überall konnte der Feind lauern. Oder was geschah, wenn er mit einemmal vor einem russischen MG-Bunker stand, von denen es in diesem verdamten Wald Hunderte geben sollte? Wenig schön war auch der Gedanke, auf eine Schützenmine zu treten oder ins Visier eines Scharfschützen zu geraten. In dem trüben Licht stand er plötzlich vor einem vom Sturm entwurzelten Baumriesen. In diesem Moment sah er rechts von sich einen seiner Männer durch das Unterholz hasten, der Debermann hieß. Dieser lief mit gesenktem Kopf auf den entwurzelten Baum zu.

Die Nähe eines Menschen verschaffte Tamm eine unsagbare Erleichterung. Er wollte die Richtung ändern und sich Debermann anschließen, als ein Maschinengewehr losratterte.

Das Mündungsfeuer kam aus dem Wurzelwerk des Baumes. Debermann warf den Kopf hoch und stieß einen kurzen Schrei aus. Dann fiel er der Länge nach zu Boden.

Das russische MG hörte sofort wieder zuschießen auf. Tamm hatte sich hingeworfen und wagte sich nicht zu rühren. Um ihn herum brachen Zweige, trampelten Füße, er konnte aber niemand erkennen.

Ein Rascheln schreckte Tamm auf. Er warf sich herum und

brachte das Gewehr in Anschlag. Aber dann sah er den Leutnant, der auf allen vieren herankroch.

»Was ist los hier?« fragte von Franken leise.

»Da vorn, der entwurzelte Baum! Da liegt 'n MG drin, Herr Leutnant. Es hat Debermann erwischt.«

»Haben Sie das MG schießen sehen?«

»Jawohl, ganz deutlich. Der MG-Schütze muß mitten zwischen dem Wurzelwerk liegen.«

Der Leutnant hob vorsichtig den Kopf und blickte um sich. Dann sagte er: »Sie haben kein Schußfeld von hier aus. Aber weiter links. Sehen Sie den Huckel mit dem Farnkraut? Gut, kriechen Sie da rüber. Von dort müßten Sie Schußfeld haben. Aber seien Sie vorsichtig!«

»Was haben Sie vor?« fragte Tamm.

»Wir werden dieses MG ausräuchern«, antwortete von Franken. »Los, jetzt verschwinden Sie!«

Tamm robbte zu der bezeichneten Stelle. Der Farn wuchs hier über einen halben Meter hoch und ragte weit genug aus dem Schnee, um sich dahinter verbergen zu können. Als Tamm behutsam den Kopf aus der Deckung hob, hatte er den entwurzelten Baum direkt vor sich.

Wenige Minuten später krepigte ein halbes Dutzend Handgranaten in rascher Reihenfolge. Den Detonationen folgten Schreie aus der Richtung des Russen-MG. Für Tamm gab es nichts mehr zu tun.

Je weiter das Bataillon in den Wald vordrang, um so lichter wurde er. Entsprechend wurde natürlich auch die Sicht besser, und den Zugführern gelang es endlich, ihren Haufen beisammenzuhalten. Der ganze Wald dröhnte von Gewehrschüssen und Handgranatenexplosionen, der beste Beweis, daß man überall auf Feind gestoßen war.

Tamms Kompanie hatte bereits mehr als anderthalb Kilometer zurückgelegt, ohne daß es seitens der Russen zu ernsthaftem Widerstand gekommen wäre. Es schien so, als

würde sich der Feind nicht stellen. Er wich zurück. Wohin, das wußte niemand. Vielleicht an den nördlichen Waldrand und von da wieder woandershin.

Es war bereits neun Uhr morgens geworden, als starker Kampflärm aus Richtung Trutanowka erscholl. Harte, bellende Abschüsse von Panzerkanonen. Offenbar hatte das Korps doch Panzer oder Sturmgeschütze ins Gefecht geworfen.

An einer Waldschneise geriet aber dann das III. Bataillon doch noch in ernsthafte Schwierigkeiten. Gerade als Tamms Kompanie sich anschickte, die Schneise zu überqueren, ging ein unvorstellbarer Feuerzauber los. Mehrere Maschinengewehre der Russen feuerten aus Bunkern oder Feldstellungen, und Einzelschützen nahmen die Deutschen aufs Korn. Die Russen schossen ausnahmslos mit den sogenannten »Knallerbsen«, mit Explosivgeschossen also.

Der plötzliche Feuerüberfall brachte die mühsam hergestellte Gefechtsordnung augenblicklich wieder durcheinander.

Der 2. Zug, der mit zwei Gruppen mitten auf der Schneise lag und folglich schutzlos dem prasselnden Feuer des Gegners ausgesetzt war, geriet in Panik. Zu Tamms Entsetzen – sein Zug hatte die Schneise noch nicht betreten – erwischte es einen nach dem anderen.

Auf der Schneise lagen sieben oder acht Tote, und dazwischen wälzte sich die gleiche Anzahl von Verwundeten in ihrem Blut.

Während des heillosen Durcheinanders war es einem Obergefreiten des 3. Zuges gelungen, die Feind-MG auszumachen. Es handelte sich offenbar um einen Kampfbunker der Russen, der zur Rundumverteidigung eingerichtet war und drei MG-Schießscharten besaß. Jedenfalls behauptete das der Obergefreite, und er beschrieb Leutnant Franken auch den genauen Standort des Bunkers.

Zu sehen war der Bunker kaum, er verriet sich nur dadurch, daß man dann und wann Mündungsblitze sehen konnte.

Es war klar, daß der Feind-Bunker rasch außer Gefecht gesetzt werden mußte, denn seine MG beherrschten die gesamte Waldschneise, die sich kilometerlang von Westen nach Osten hinzog.

Zuerst versuchte es Leutnant von Franken mit zusammengefaßtem Feuer seiner ganzen MG. Der Bunker zeigte nicht die geringste Wirkung. Im Gegenteil: die russischen MG-Schützen schossen wütend zurück.

Da feuerte der Leutnant eine rote Leuchtkugel ab. Das bedeutete: Wir benötigten Feuerschutz schwerer Waffen! Um sicherzugehen, schickte er außerdem noch einen Melder zum Bataillon, der Granatwerfer heranholen sollte.

Hundert Meter weiter rückwärts stieß der Mann auf einen Granatwerfertrupp der Bataillonsreserve. Der Truppführer handelte sofort. Nach einigen Schüssen wurden die Bunker-MG zum Schweigen gebracht. Als die 4. Gruppe des 3. Zuges den Bunker stürmte, hatten ihn die Russen schon geräumt und die Maschinengewehre mitgenommen.

Nach Bergung der Verwundeten setzte die Kompanie ihren Angriff fort. Einen Kilometer weiter war es schon wieder aus. Das ganze Bataillon lag jetzt fest. Es war auf eine durchgehende Bunker- und Pak-Linie der Russen gestoßen; wieder am jenseitigen Rand einer breiten Waldschneise.

Diesmal gab es nicht nur MG-Feuer, sondern auch schweren Granatwerfer- und Artilleriebeschuß. Die Russen hatten Dutzende von Schußschneisen in den Wald geschlagen und an deren Ende 7,62-cm-Geschütze aufgestellt. Diese schossen jetzt auf das festliegende deutsche Bataillon, wobei die moralische Wirkung glücklicherweise größer war als der Erfolg.

Eilig herangeholte Infanteriegeschütze und Granatwerfer versuchten die schweren Waffen des Gegners niederzuhalten. Es gelang nicht. Über zwei Stunden lag das IR 487 mit seinen Bataillonen im Feuer der russischen Waffen und kam keinen

Schritt voran.

Ein am Spätnachmittag angesetzter Schwerpunktangriff des I. Bataillons scheiterte ebenso. Aber noch wollte die Division nicht aufgeben, sie stand unter einem Handlungszwang, denn das Korps wollte unter allen Umständen die Sperre Nara-Teiche-Rollbahn-Poststraße-Moskwa-Knie aufbrechen.

Die Nacht senkte sich über das Land. Und wieder lagen die Männer bei eisiger Kälte im Schnee und bauten sich Tannenhütten.

»Der Frost saugt einem mit gleichzeitigem Wind jede Wärme aus dem Körper«, schrieb Feldwebel Tamm in sein Tagebuch. »Wir schnattern und haben eine furchtbare Stimmung. Ich schlafe zeitweise im Sitzen in meinem kleinen Deckungsloch ein. Einmal erwache ich gerade noch rechtzeitig, meine Unterschenkel sind schon abgestorben. Ich massiere sie, um den Blutkreislauf wieder anzuregen. Dann laufe ich ein paar Schritte hin und her und finde im Finstern meinen Platz nicht mehr.

Gegen Mitternacht jagt mich der Chef hoch und befiehlt mir, (und auch den anderen Zugführern) von Mann zu Mann zu gehen, damit niemand einschläft. Es haben sich welche einfach vor Erschöpfung in den Schnee gelegt und sind eingeschlafen. Als man sie fand waren ihnen die Beine abgefroren. Ich treffe alte Obergefreite an, die vor Kälte, Hunger und Wut weinen wie kleine Kinder. Um die Not wenigstens ein wenig zu lindern, hat sich das Bataillon entschlossen, Essenträger nach hinten zu schicken. Aber sie verlaufen sich im Dunkeln und kommen ganz woanders an, wie wir später erfahren...«

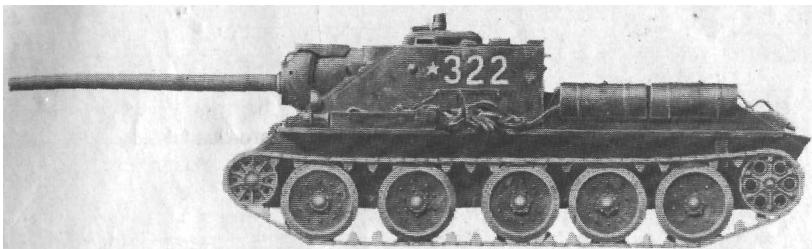
So beschrieb Feldwebel Tamm in seinem Tagebuch jene Nacht. Es waren nur Bruchstücke des Elends, der Verzweiflung und der Not.

Gegen Morgengrauen hatte sich bei der Division die Einsicht durchgesetzt, daß man den Durchbruchsversuch zu den Nara-Teichen vorerst als gescheitert ansehen müsse. Die Regimenter

erhielten den Befehl, sich in eine Auffangstellung zwei Kilometer hinter der jetzigen Linie zurückzuziehen. Der Angriff über die Moskwa war zum drittenmal verschoben, aber nicht aufgehoben worden.

**ENDE**

## Jagdpanzer SU 85

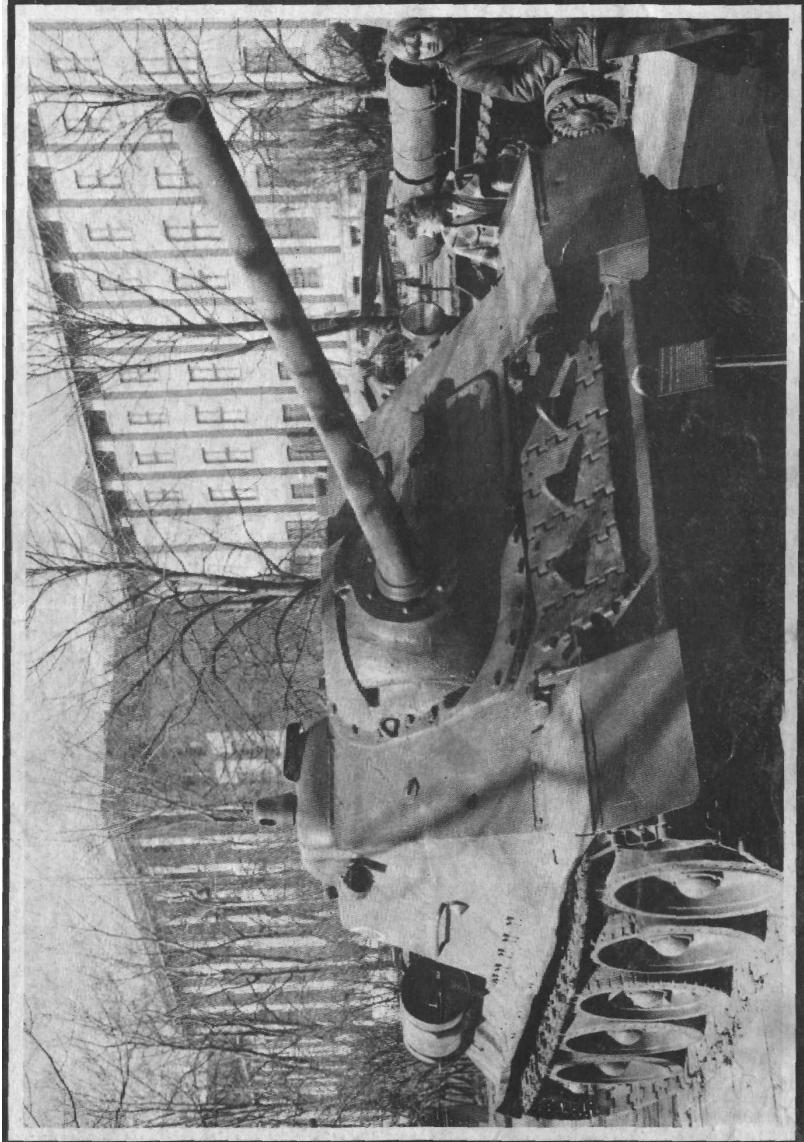


Auch der Jagdpanzer SU 85 gehörte zu jener Gattung sowjetischer Panzerfahrzeuge, deren taktischer Verwendungszweck schon Anfang der dreißiger Jahre in das militärische Kalkül einbezogen worden war. Die damals neuartigen Konstruktionen erhielten die Bezeichnung »Saniakhodnaya Ustanowka«, abgekürzt »SU«, auf deutsch: »Selbstfahrlafetten«. Schon 1931 wurde der Typ SU 2 entwickelt, bei dem es sich um eine 7,62-cm-Selbstfahrlafette handelte. Im Sommer 1943 schufen die Ingenieure Gorlick, Machonin und Trojanow den SU 85, und noch im gleichen Jahr wurden 100 Fahrzeuge dieser Art gebaut. Besonders hervorgetreten sind die SU 85 bei den Schlachten in der Ukraine und 1944 am Dnjepf. Die Aufbauten dieses Typs waren auf einem T-34-Fahrgestell fest montiert. Als Kanone diente die frühere Flak 1939 vom Kaliber 8,5 cm. Die SU 85 wurden 1944 durch den T 34/85 abgelöst.

## **Technische Daten**

Gefechtsgewicht:	30t
Höchstgeschwindigkeit:	56 km/h
Fahrbereich/Straße:	300 km
Treibstoffverbrauch auf 100 km:	120 l
Länge über alles:	8,15m
Breite über alles:	3,00 m
Höhe:	2,36 m
Geschütz:	8,5 cm
Granatenvorrat:	48
Besatzung:	4-5 Mann
Panzerung:	45-90 mm

## Sowjetische Panzerfahrzeuge



**Jagdpanzer SU-85**